Chemnitzer Geister Stunde

Für

alle

guten

Geister

Hans-Dieter Langer

Chemnitzer Geisterstunde

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2014 Dr. Hans-Dieter Langer

Illustration: Dr. Hans-Dieter Langer

Herstellung und Verlag: BoD - Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7347-3903-3

Inhaltsverzeichnis

Die Heinzelmännchen zu Chemnitz 9

Begegnungen und Geisteshaltungen.....17

Wie der Berggeist in den Kaßberg kam 28

Der ruhelose Schlimpergeist.....36

Der Berggeist greift ein 50

Der geistreiche Amtsschösser rettet die Festung Chemnitz mit Hilfe der Berggeister 61

Die Klosteruhr schlug Mitternacht.....77

Der Geist des Bischof Arn narrt die Chemnitzer Heimatforscher 107

Der Schatz im Bürgerwald 117

Die Legende vom Goldborn und vom Blauborn ..125

Die Flucht im Geiste Monte Christos 130

Christian, der Bohrtum schwankt!.....144

Die dämonische Botschaft der „Weißen Deponie“ 155

Der Poltergeist im Nischel 165

Literatur/Quellen 171

Einführung

Auch eine Großstadt blickt auf eine Zeit zurück, in der die Geschichte nicht geschrieben, sondern nur gelebt wurde. Dies ist die Wiege der Sagen, Legenden und Märchen ihrer Bewohner … oder der eine Teil der Chemnitzer Geisterstunde. Mit dem Einzug der Moderne sollte dieser Spuk ein Ende haben. Doch weit gefehlt, die Geister leben länger als Menschen. Und es kommen immer neue hinzu. Die Schar der Berg- und Klostergeister wird laufend ergänzt durch die der auserwählten Bürgergeister. Für die Geisterstunde steht das umfangreiche Werk „Die Schatzkammern von Chemnitz - Nur eine Saga der uralten Stadt?“[1)] als Pate zu Buche. Wer also mehr über den Hort und die Quellen der Chemnitzer Geisterschar erfah-

ren möchte, der sehe dort nach oder schaue sich zur Mitternacht den Film „Wenn Steine sprechen könnten -unentdecktes Chemnitz“[2)] an. Der Autor beginnt mit seinem Gedicht „Die Heinzelmännchen zu Chemnitz“, das sich an die Fassung „Die Heinzelmännchen zu Köln“ von August Kopisch (1836) anlehnt und aufzeigen soll, dass diese geheimnisvollen Hausgeister nicht ausgestorben sind, nachdem sie aus Köln vertrieben wurden. Auch er, der in Chemnitz eine neue Heimat fand[3)], träumte einst als Kind in seinen Schlesischen Märchenstunden[4)] davon, als Heinzel zu wirken, doch glitten später er und seine Wichtelkameraden ebenfalls auf gestreuten Erbsen aus, wo auch immer sie es versuchten.

So bleibt für den Rest eine Prosaerzählung, genauso wie einst zu Köln[5)]. Es

heißt freilich, je geistreicher die Bürgerschaft daherkommt, desto besser geht es ihrer Kommune.

Jedenfalls gibt es dafür aktuelle Beispiele. Somit muss man sich nicht wundern, wenn der Zeiger der Geisterstunde - die natürlich standesgemäß düster daher kommt - nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern auch den jüngeren Zeitgeist einbezieht.

Die Heinzelmännchen zu Chemnitz

Wie war´s zu Chemnitz ehedem?
Man ging zur Arbeit Tag um Tag,
um das Gemeinschaftsgut zu mehren
und den Sozialismus zu verehren.

Doch übersah man diese heil´ge Pflicht,
die Güter der Geschicht´ zu wahren,
denn sie drohten zu verfallen
im grauen Alltag roter Hallen.

Auf Kaßberg´s Höh´ verkamen
die stolzen Male alter Blütezeiten
und d´runter in des Berges Bauch
litt eine vergessene Geisterschar … auch.

Da kamen über Nacht die Männchen
die - einst aus Kölen war´n vertrieben -
nun wieder Lust bekamen,
in einer Stadt herumzukramen.

Im Dickicht an des Kaßberg´s Hang
fanden sie den Unterschlupf und
entdeckten hier gar seltsam´ Dinge,
manch´ Mundloch und auch Pinge.

Da liefen sie zu allen Ämtern,
argumentierten dort und lamentierten,
sie stöberten in den Archiven
und redeten und schrieben.

Sie bettelten und zettelten
und spitzelten und schaufelten,
sie untersucheten und planeten
und schürfeten und mahneten.

Und eh' der Hahn kräht' in der Nacht
war'd ihr erstes Tagewerk vollbracht:
Im Jänner 99 ließ die Presse hoffen
die Unterwelt sei nun für alle offen.

Ein Berggnom und die Klostergeister,
Der Narrengeist des Kriegsprälaten
nebst ruhelosem Schlimpergeist,
Dämonen, Elfen, Feen und Erdengeister,
sie alle fanden ihre Meister.

Doch wie einst des Schneider´s Weib
machten sich auf zum Zeitvertreib
vier Zwerge - künstlich aufgebracht
und streuten Erbsen über Nacht.

Die Rotte hieß mit diesen Namen
Geozwerg und Bergzwerg,
Actionzwerg und Kultzwerg
und ging spontan ans Werk.

Sie verleumdeten und handelten,
verordneten und wandelten,
sie schürten den Konflikt
kraft ihrer Macht in Politikt.

Der Geozwerg, aus dem Metier,
nahm der Historie den Dreh´
und gab gar dem Chemnitzer Geschehen
ein künstlich freibergisch Ansehen.

Er erfand gleich die Geschichten
und sorgte so - mitnichten! -
dass der Untergrund der Stadt
die falsche Herkunft hat.

Er rechnete und knombelte
vermutete und mongelte,
schob hin und her die Hunderte,
verstrickte sich und konterte,
so dass man sich nur wonderte.

Im Bergzwerg fand er einen eitlen Boss,
der groß´ Anseh´n in der Stadt genoss.
Doch hatte dieser Multifunktionär
kaum eine Ahnung vom Metiär.

Als Schlossherr auf dem Berge
zog er die Fäden dieser Zwerge.
Besonders lag ihm wohl am Herzen
die Gäng´ im Berg gar auszumerzen.

Er denkelte und kritisierte,
verwechselte und liiierte,
er tratschelte und klatschelte,
und so alles ganz vermatschelte.

Der Actionzwerg, ein Execute,
sah seine Chanc` im Wirtschaftsgute
und zog sich gleich ans Land
was man so in den Bergen fand.

Mit aller Macht der Steuergelder
bestellte er für sich die Felder
und schlug im Nu
den Wichteln ihre Türe zu.

Da wäre noch ein vierter Stift,
der Kultzwerg, auch ein Bösewicht,
obgleich im Rat berufen für Kultur
gab er den Heinzeln eine Erbsenkur.

Dass sich was konnt' bewegen
auf bisher unbekannten Wegen
im städtischen Touristenstrom
vermasselte auch dieser Gnom.

Und nahm das Salz von ungefähr
aus Kaßberg's Bauch;
die Heinzelmännchen auch.

Begegnungen
und
Geisteshaltungen

Begegnungen und Geisteshaltungen

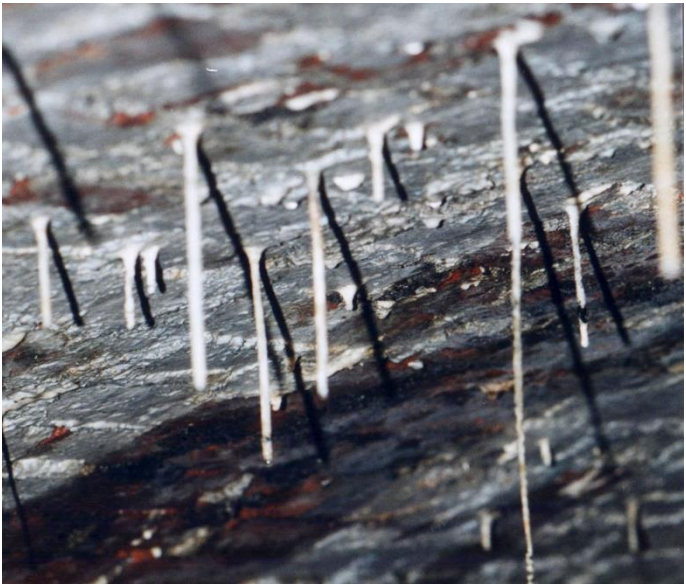
Es kam in der Vergangenheit bereits mehrfach am Kaßberg zu Begegnungen des Menschen mit dem Berggeist. Ob das auch für die damaligen Zeitgenossen Georgius Agricola und Georgius Fabricius zutrifft, die eine besondere Beziehung zu diesem Berg entwickelt hatten, wissen wir nicht. Wenn ja, so muss diese zumindest für Fabricius eine sehr angenehme gewesen sein, denn nach der Rückkehr von einer Italienreise im Jahr 1543 schrieb er: "*Dann empfängt uns die Stadt, vom Kaiserscepter gegründet, der den Namen verlieh das vorübergleitende Wasser, Chemnitz, mit fröhlichem Gruß, geschmiegt an die Höhe des Kaßberg´s*". Die Erinnerung an Begegnungen mit

dem Berggeist wird während der Führungen in den Chemnitzer Gewölbegängen wachgehalten. Am nachhaltigsten geschieht dies im Saal der Naturwunder, der doch ehedem das unterirdische Gefängnis jener Elenden gewesen sein soll, die die Chemnitzer Unterwelt bauen mussten. Ihr Fluch brachte ja den Berggeist erst auf den Plan. Und mit ihren Tränen wachsen noch immer die zarten Tropfsteine.

Früher, als die Besuchergruppen noch direkt unter dem „stacheligen“ Ziegelgewölbe im Kleinen Saal den Worten lauschten, war das Bedürfnis groß, zuzulangen.

Einmal versuchte ein Besucher, wie magisch angezogen, einen der längsten „Stäbe“ mit dem Finger genau in dem Augenblick zu berühren als die Rede von ihren Zauberkräften war. Trotz des markerschütternden *„Nein!“* von vorn kam es hinten zum Kontakt. Der Zauber wurde wirksam, denn der Stalagtit löste sich augenblicklich in ein weißes Nichts auf, das langsam nach unten schwebte:

Einer der längsten und schönsten Steine war weg. Der Finger des ausgestreckten Armes zeigte noch immer ins Leere, während schon alle Anwesenden fassungslos auf den Täter schauten. Man darf sicher sein, dass dieser die gewiss nicht böswillige Tat seinen Lebtag nicht vergessen wird … und dass sich der Berggeist am nächsten Tag verzählte.



Doch die Dramatik nahm zu. Es gab eine Besprechung zur Vorbereitung der geplanten Erschließung der Unterirdischen Gewölbegänge ab April im Jahr 1999. Ein verantwortlicher Mitarbeiter sagte doch folgenden ernst gemeinten Satz: *„Da müssen wir einen Metallbesen kaufen, um die Decke sauber zu machen*.“

Er meinte die Tropfsteine am Deckengewölbe!!!

Heute darf man die einmaligen Naturwunder nur aus gehöriger Entfernung wahrnehmen. Die bergseitige Front des Saales lässt dagegen ungehindert den Blick frei auf das anstehende Gebirge. Am Boden einer ca. 1,5 m tiefreichenden, abschließenden Aushöhlung - vielleicht wurde hier dereinst der Gangvortrieb unterbrochen als der böse Ritter

starb - stapeln sich zudem von sich aus herabgebrochene Schieferletten, als wollten sie noch mehr über ihre charakteristische Entstehungsgeschichte verraten. Schon vor langer Zeit erkannten also Menschen, die die Ziegelausmauerung des ehemaligen Felsenraumes ausführten, dass hier etwas Besonderes zu Gange ist. Sie sparten den Bereich aus und verschonten sogar am Boden den unregelmäßigen Schieferletten-Stapel.

Die unberührte Situation verdanken wir außerdem jenen, die sich später um den Ausbau des Luftschutzstollens im Weltkrieg bemüht haben. Auch ihnen muss das Wunder der Natur definitiv aufgefallen sein. Trotz der generell prekären Situation (es wurde ja jeder Quadratmeter Schutzraum dringend benötigt) haben sie unterirdischen Na-

turschutz praktiziert und nichts verändert, vermieden insbesondere hier auch den aus hygienischen Gründen vorgeschriebenen Kalkanstrich.So zeigt sich die natürliche Szene vollständig. Was oben fehlt, liegt unten, und im Hintergrund blieb alles beim Alten.

Unbeeindruckt also von all der tropfsteinernen „Dynamik“ ist das Naturwunder der wieder zu Stein gewordenen Sedimente die Ruhe selbst, denn seine Sturm-und-Drang-Zeit liegt über 300 Millionen Jahre zurück. Die Region Chemnitz lag im Bereich des Variszischen Gebirges, das damals ziemlich rauen Verhältnissen ausgesetzt war. Der Zahn der Zeit nagte an seinem Bestand. Staubkörnchen für Staubkörnchen zog es in die Ferne. Viele Sintfluten und unzählige Fließgewässer schleppten den tonigen Schlamm in die

Umgegend. Es scheint zudem so, dass zwischendurch das Klima für richtige Abwechslung sorgte. Vielleicht war es Wüstensand, den die Stürme zeitweise herantransportierten. Jedenfalls stapelten sich allmählich viele rote bis schwarze Ton- und dann wieder grüne Sandschichten übereinander.

Das Hochgebirge ist verschwunden und die Wüsten zogen sich zurück. Dafür stehen Chemnitz und Zwickau auf rötlichem Grund, dem Rotliegenden. In Zwickau ist das Sediment über 700 m dick, und darunter liegt die Steinkohle. Diese ist bekanntlich auf Wälder zurückzuführen, die von den Ablagerungen überdeckt worden sind. Die Situation beweist anschaulich und unmittelbar, dass es damals Körnchen für Körnchen zugegangen ist, und die Schichten wiederum zu Stein geworden sind. Der

Kreislauf ist so langsam, dass wir zumindest hier zeitlebens eine faszinierende Momentaufnahme genießen können. Treten wir ganz nahe heran, nehmen die Lupe oder bewaffnen gar das Auge mit einem Mikroskop, so erkennen wir immer feinere Schichtungen, Strukturen und Farbkompositionen dieses eigenartigen Naturspektakels. Nirgendwo sonst werden wir vergleichbare Verhältnisse vorfinden, denn hier an der vom Menschen schon lange gehüteten, natürlichen Bruchstelle gibt das Gebirge behutsam, gewissermaßen Atom für Atom, Körnchen für Körnchen, Schieferlette für Schieferlette sein Geheimnis preis.

Wenn der Mensch die Bruchstellen erzeugt oder ein natürlicher Verbruch draußen in freier Natur entsteht, sind die mikroskopischen Bedingungen wirklich ganz, ganz anders, und das

wechselhafte Außenklima macht mit der frischen Oberfläche schnell wieder dasselbe wie einst mit einem ganzen Hochgebirge.

Wie der Berggeist
in den Kaßberg kam

Wie der Berggeist in den Kaßberg kam

Die meisten Kinder zwischen 4 und 84 Jahren wollten es genau wissen, wie der Berggeist aussieht, nachdem sie bei einer Führung in den Unterirdischen Gewölbegängen im Kaßberg zu Chemnitz die Legende gehört hatten. Der Berggeist ist aber von Natur aus menschenscheu. Menschengruppen sind ihm noch nie begegnet. Nur wenn er sich unbeobachtet glaubt, bewegt er sich in seiner dunklen Unterwelt. Gelegentlich kann es dabei auch zu einer zufälligen Begegnung kommen, wenn man sich als Einzelperson still und behutsam verhält.

Und dunkel muss es sein.

Man spürt dann zunächst einen kühlen Hauch, schließlich ein Raunen und Flüstern, bis plötzlich ein fahler Lichtschimmer das fremdartige Wesen mit seinen Augen wie Mundlöcher in die totale Finsternis zaubert. Da muss man schon zu den Mutigsten gehören, um nicht vor Schreck eiligst davon zu laufen.

Auch der Geist hält inne. Seine Augenhöhlen mustern kurz und unaufdringlich die Situation. Der Blick wirkt trotzdem irgendwie lähmend. Und ehe man wirklich selbst reagieren kann, ist der Spuk vorbei.

Mit einem „Huiii“ löst sich der Umriss des Geistes in tausend Lichttüpfelchen aller Farben des Regenbogens auf. Eine bunte Wolke beginnt zu rotieren, dann bekommt sie Fahrt. Die nächste Bie-

gung erkennt man gerade mal noch im Widerschein der Irrlichter, und weg ist das Gespenst. Die Dunkelheit lässt den Atem stocken, aber ein brausender Luftzug im Sog der Geisterbahn bringt die Besinnung zurück.

Du bist dem Berggeist begegnet!

Und wie kam der Geist in den Berg? Nun, das ist seine Legende: Der König wollte das eroberte Land festigen. Er befahl daher seinen ritterlichen Kriegern, Burgen zu bauen. So kam es, dass ein Ritter auf dem Kaßberg eine Wallburg mit hölzernem Turm errichtete. Von hier aus beherrschte er mit seinen Mannen ein ausgedehntes Tal zwischen mehreren Bergen. Im Urwald Miriquidi war aber wenig zu holen, und der Ritter musste mit dem kärglichen Sold des fernen Königs auskommen.

Er sann daher darüber nach, wie er sein Einkommen aufbessern könnte und fand die Lösung auf dem nahen Pfad am Fluss. Dort zogen fremde Kaufleute auf ihrem langen Weg zu den Märkten im Norden oder im Süden vorüber, und sie glaubten sich wenigstens hier im Schutz der Burg zu befinden. Denn es herrschten unsichere Zeiten. Sie hatten Geld, Waren und oft auch Sklaven bei sich, die sie später verkaufen wollten.

Genau darin erkannte der Ritter seine Chance. Er begann auf der Straße zu rauben. Nicht nur Geld und Güter waren ihm willkommen, sondern auch die unglücklichen Menschen selbst, die er gefangen nahm. Sie mussten geheime unterirdische Gänge und Gewölberäume bauen, mit denen er seine Möglichkeiten, den Straßenraub ungestraft zu betreiben, beträchtlich zu verbessern glaubte.

Die größeren Felsenräume dienten als unterirdische Gefängnisse. Niemand konnte entkommen und keiner von den Gefangenen hat je wieder das Licht der Welt erblickt. Bei schwerster bergmännischer Arbeit und unter feuchten, kalten Bedingungen vegetierten sie bis an ihr Ende dahin. Der Ritter aber kannte keine Gnade.

Und so kam es, dass die Gefangenen den Ritter verfluchten. Als er schließlich starb, wurde der Fluch wirksam. Er muss nämlich von da an für alle Zeiten als Berggeist ruhelos in seinen unterirdischen Gängen umherirren.

Mancher Höhlenforscher ist schon furchtbar erschrocken, wenn es zufällig zur Begegnung kam, doch der Berggeist tut niemandem etwas zuleide, denn er

hat inzwischen längst die Untaten bereut. Den Fluch konnte er aber damit nicht mehr aufheben.

Es bleibt ihm nur die Pflicht, die überaus zarten Tropfsteine in den einst so schrecklichen Gewölberäumen zu zählen. Jedes Mal am Todestag, wenn also ein neues Jahr des Geisterdaseins anbricht, beginnt nämlich ein neuer Tropfstein mit den noch immer fließenden Tränen der Unglücklichen von einst zu wachsen. Man hat festgestellt, dass es schon fast 1100 Zaubersteine sind. Wenn man sie auch nur leicht berührt, zerfallen sie zu Staub, und der verfluchte Berggeist verzählt sich...

Eines Tages kam es zur Begegnung mit dem Berggeist als er gerade gedankenverloren mit seiner Puppe spielte. Er muss furchtbar erschrocken sein, denn

er ließ augenblicklich von seinem Spielzeug ab, um schon fast ohne ihm davon zu eilen. Dabei entstand ein Foto. Das Blitzlicht brachte den Berggeist aber wieder zur Besinnung. Er kam zurück, schnappte sich die Puppe und schwupp, weg war er.

Jetzt wissen wir wenigstens wie er aussieht. Wenn nämlich Kinder spielen, dann ist die Puppe auch ihr Ebenbild.

Der ruhelose
Schlimpergeist

Der ruhelose Schlimmergeist

Lange, lange haben sich die Geister im Kaßberg nicht gerührt. Offenbar haben sie nicht einmal die zahlreichen feindlichen Kanonaden gestört, die über ihrem finsteren Reich den Chemnitzern im Laufe dieser Zeit gewidmet worden sind. Nachweislich grollten sie jedoch bereits kurze Zeit später, als man um 1757 seinen Gipfel mit den zwei militärischen Schanzen bekrönte, die die fehlende Wirkung der Stadtmauer in diesem kritischen Bereich ersetzen sollten. Man habe sogar einmal viele Leichen in die Schanzen bzw. in die darunter befindlichen unterirdischen Gänge geschafft, hieß es in alten Chemnitzer Zeitungen. Das dürfte schließlich das letzte verbliebene Fass der Unterweltgnomen

des Kaßberges zum Überlaufen gebracht haben.

Jedenfalls muss sich ihre geänderte Stimmungslage spontan auf die unschuldige Frau Maria Juliane Schlimper übertragen haben. Ihr gehörte die Landwirtschaft, auf der man einst die Große Schanze mit Wall und Graben aufgeworfen hatte, ohne das Monster nach Wegfall der äußeren Gefahr wieder zu beseitigen. Die ersten zaghaften Bemühungen von Frau Schlimper fruchteten nicht. Dabei ging sie in ihrem ersten Brief mit dem Rat zu Chemnitz noch ungemein höflich um, indem sie ihn zunächst wie folgt angeschrieben hat: „*Hoch- und Wohledlen, Vesten, Großachtbaren, Rechts-, Hoch- und Wohlgelehrten, auch Hoch- und Wohlweisen*“. Der Rat fühlte sich offenbar trotzdem nicht angesprochen, denn er zeigte die

kalte Schulter, was heute bei dieser schmeichelhaften Vorrede jeder als unerhört empfinden würde, wo doch so viele für Schmeicheleien so empfänglich geworden sind.

Frau Schlimper freilich schimpfte später wie ein Rohrspatz und kämpfte zuletzt wie ein Löwe um ihr Recht, doch wurde die zarte Stimme einer Frau weder im achtzehnten, noch im folgenden Jahrhundert beachtet. Es bestanden noch lange die Reste der Schanze.

Der kahlköpfige Schlimpergeist gehört daher seitdem zu den aggressivsten in den Chemnitzer Bergen. Er sorgte zum Beispiel dafür, dass das Kloster hoch oben auf dem Schlossberg in wildem Grausen in Ruinen zerfiel. Seither hausten die Uhus in den längst verlassenen, öden Mönchszellen. Selbst die Mönche

und die anderen frommen Leute wurden in ihren Gräbern vom Glatzkopf aufgesucht. Er spukte nachts zwischen den wüsten Mauern und trieb mit den Bürgern ein böses Spiel.

Besonders war der Müller betroffen, dessen Wasserrad am Fuße des Schlossberges am Mühlgraben klapperte. Dem begegnete schon mal der Schlimpergeist mit seinen entfleischten Knochen, wenn sie beide in der Dämmerung ihre Runden drehten. Der Müller war zwar ein hartgesottener Geselle, denn in der Mühle hatte er es ohnehin ständig mit den Mühlenkobolden zu tun. Die trieben allerdings nur Schabernack mit ihm, aber der Glatzköpfige? Mit Schaudern und Bangen trieb der Müller seine störrische Ziege nach unten zum Stall. Wenn es im Gebüsch knackte, ging ihm das Geräusch durch

Mark und Bein. Das Blut stieg ihm in den Kopf und nicht selten bekam er dann anschließend Fieber oder wälzte sich im Bett, weil der aus dem Schattenreich dank seiner Phantasie ihm schier den Schlaf raubte. Schaute er unruhig des Nachts bei Mondschein zum Fenster hinaus, so spiegelte sich das Licht im nahen Schlossteich, und er glaubte das Augenfunkeln des Schlimpergeistes zu spüren. Im Traum sah er Elfen nach der Mühle Säcke ziehen, und meinte, sie seien nicht seine Dienstgeister, sondern die ungebetenen Gehilfen des Bösen mit dem kahlen Kopf. In einer dieser unheilvollen Nächte kam der Müller auf die Idee, den Geist mit wilder Flötenmusik zu bannen. Danach tönte es oft phantastisch im Klosterwald bis zum Morgengrauen. Es mag jedoch dem Schlimpergeist gefallen haben, denn er hatte es ja eigentlich nicht auf den fleis-

sigen Müller abgesehen. Natürlich konnten aber die Bürger jenseits der Stadtmauer nicht genau ausmachen, wer da in der Ferne spielte. Sie neigten eher zu der Annahme, es seien die Seelen der Mönche, die sie einst aus ihrem Kloster vertrieben hatten. Und sie begannen darüber nachzudenken, ob das nicht ein Fehler war, denn ihr neuer Glaube konnte über die neuen Missstände in ihrer Stadt auch nicht hinwegtäuschen. Die verkommene Geisteshaltung wurde augenscheinlich im Rahmen der Kritik eines Unbekannten an der verkommenen Kultur in Chemnitz, der seinen Groll im Chemnitzer Anzeiger des Jahres 1809 entlud. Kritische Worte betrafen zwar den *„alten, versumpften und stinkenden Stadtgraben“*, sie zielten aber eindeutig auch auf die verkommenen Eingeweide des Kaßberges: *„Doch gibt es in Sachsen*

noch so manchen wüsten zum Anbau fähigen Fleck, um auf Chemnitz wieder zu kommen, oder wie man in Hinsicht des Übelstandes die spelunkenmäßigen und Diebeshöhlen gleichenden Eingänge der verfallenen ehemaligen Bierkeller am Kaßberg, an einem so häufig begangenen Spazierwege hin, so lange hat dulden können.“

Nur einem anderen, fremden Durchreisenden konnte zudem diese örtliche Verstimmung entgehen, wenn er in einem Brief um 1800 wie folgt formulierte: *„So machte mir die herrliche Gegend viele Freude und ich fand sie über mein Erwarten schön, als ich sie so von der Stollbergerstraße, vom Kaßberg und vom Schlosse herab überschaute. ... Ein besserer Platz könnte nicht gewählt werden, als dieser herrliche Kaßberg zu Sommerhäusern, Gärten und Anpflanzungen, und ich wundere mich, dass es bisher noch nicht geschehen ist.“* Von oben herab konnte

er ja die bedrohlich anmutenden Mundlöcher am verwilderten Hang des Berges nicht sehen. Denn die Bürger mieden ja genau deshalb die Gegend. Alle anderen Berggeister freuten sich, denn sie hatten dadurch hundert Jahre

lang ihre Ruhe. Den Schlimpergeist ärgerte das. Naturgemäß stand er aber überkreuz mit der wieder zunehmenden Nachlässigkeit der Bürger. Man hat zwar wenige Jahrzehnte später die Begrünungsvorschläge der oben genannten Unbekannten aufgegriffen, denn auf dem verfüllten Stadtgraben und auf dem stadtnahen Kaßbergplateau wurden nun tatsächlich zahlreiche Gärten angelegt. Auch erschloss man sich so manchen der unterirdischen Felsengänge als neuartigen Bierausschank, und der begrünte „Balkon von Chemnitz“ wurde das Ziel vieler Neugieriger und Wanderer. Kurzum, man entdeckte

die Hänge des Kaßberges und des Schlossberges als willkommene Erholungszonen. So blieb freilich schon damals der Lärm von Gesellschaftsfeiern nicht aus, und die Natur befand sich auf

dem Rückzug.Am Ende des 18. Jahrhunderts war es beim Schlimpergeist daher vorbei mit der Geisterlaune. Er leitete bewusst die Chemnitzer Jugend auf die schiefe Ebene. Am Bußtagabend des Jahres 1826 kam es dann beim ehemaligen Kloster zu jenem bösen Vorkommnis, das von einem Augenzeugen wie folgt beschrieben worden ist: *„Der Mond stieg an des fernen Waldes Rande herauf in seiner stillen Pracht und die Sterne schimmerten aus ihrem Friedenslande hernieder in eine heilige Frühlingsnacht. Auch ich schaute von der Bergeshöhe hinab in das Land der Schläfer und freute mich über die neue*

Zeit. Hier ließ ich die düsteren Geisterbilder der Vergangenheit an mir vorüberziehen. Der raue Dornenpfad, den einst die gläubigen Pilger oft um Mitternacht betraten und der später zu den

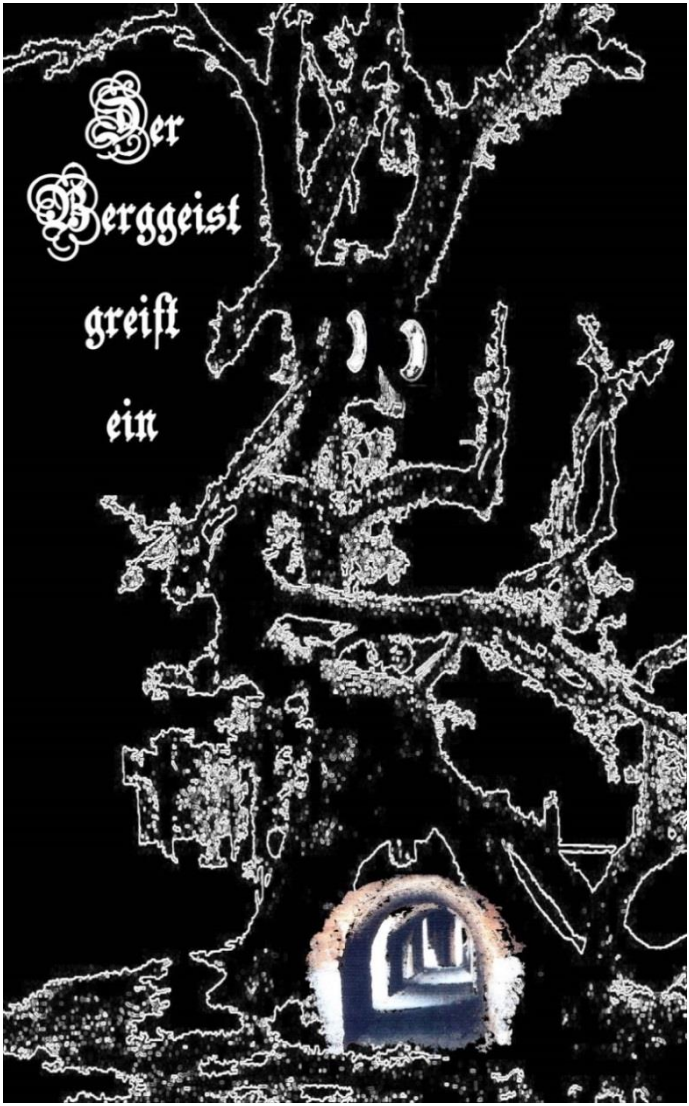
eingesunkenen Mauern des Klosters führte, wich im Zeitengange einem freundlichen und hellen Weg zum Schloss. Vor der ewigen Wahrheit lichtem Schimmer wich der Nebel ins Reich der Geister. Sachsens Biedermänner mit Sinn zum schönen Bauen pflanzten auch Pappeln dort am heiteren Pfad und setzten einen Ruhestein für den dankbaren Wanderer. Doch, horch! Wer naht mit schaurigem Gebrülle? Es ist die Schar der Buben, die sich im Kellerhaus berauschten. Und sie brechen die Bäume, die in der Blüten Fülle den lebensvollen Schmuck des Pfades waren! O, Vaterstadt! Wie kann in deiner Mitte solch ein Frevel heimisch werden? Halte

auf die verruchten Schritte der Mörder deiner Natur! Verblühte Zeit! Es weht nicht mehr der Väter frommer Geist. Kehre zu uns wieder, du heile Welt, und

bessere die Bildung und Tugend unserer jungen Generation!“ Wie man sieht, der zornige Schlimpergeist hatte sein Ziel getroffen. Doch auch den Klostergeistern und ihren scheuen Verwandten hat der Frevel an den jungen Bäumen ganz und gar nicht gefallen. Langsam regte sich im Reich ihrer unterirdischen Hohlräume der Widerstand gegen die ständigen Störungen. Ums Jahr 1850 war es jedenfalls generell aus und alle mit der guten Geisterstimmung. Insbesondere der Berggeist geriet bekanntlich nun in tiefen Groll, der sich immerhin schon teilweise auf die Chemnitzer Bürger übertragen hatte, denn so mancher fürchtete jetzt wieder das aus alten Zeiten überlieferte Schreckliche am Kaßberg in der Dämmerung und mied wieder die Gegend nach dem Sonnenuntergang. Die steigende Bedrohung, in Ruß und Qualm der Industrieanlagen zu

ersticken, veranlasste freilich die eher Furchtlosen trotzdem auch zu dieser Tageszeit zu den Ausflügen. Auf so einen Augenblick hatte der Berggeist nur gewartet, der ja bei Licht unsichtbar ist.

Und Alfredo war sein Opfer.


Der
Berggeist
greift
ein

Der Berggeist greift ein

Wir erinnern uns an die Worte des Bürgers Fabricius im Jahr 1543 nach seiner Italien-Reise. Und auch noch im Jahr 1742 konnte der damalige Rektor Richter fröhliche Worte über den Kaßberg fassen: „*Wir wissen es jetzo besser, daß er seinen Namen* (schon vor 200 Jahren) *aus fremder Sprache bekommen und `Kast oder Katschenberg` so viel als `Jungfernberg` heißet, weil ehemals das junge Volk, wie noch jetzo sehr offte, sehr fleißig, auf solchen Berg spatzieren ging. Es ist ein lustiger Berg, auf welchem man ein gut Teil der Stadt und der Vorstadt übersehen kann.*“

Der im „*Katschenberge*“ hausende Berggeist hatte zu dieser Zeit offenbar

noch seinen Frieden mit den erholungssuchenden Stadtbürgern, die mit seinem Einzugsgebiet anfangs einigermaßen behutsam umgingen. Sie übertrieben es allerdings im Laufe der Zeit, indem sie immer zahlreicher und rücksichtsloser den Bergfrieden störten.

Die Chemnitzer Bürger waren somit selber schuld daran, dass es nun mit der guten Laune des Geistes vom Kaßberg vorbeiging. Die veränderte Stimmungslage übertrug sich nun allerdings auch auf die Menschen, denn sie fürchteten jetzt *„das Schreckliche“* am Kaßberg und mieden fortan lieber die Gegend. In diese Geisteshaltung fügte sich ja auch der berühmte Dialog des Lehrers Stahlknecht mit seinen Mitbürgern, den er in jener Zeit in der Zeitung führte. Er hatte mutig als erster ein Wohnhaus auf des Kaßberg´s Höhe ge-

baut. Die Stadtbürger drohten unten im Tal in Ruß und Qualm zu ersticken - so in etwa seine Argumentation von oben - während er auf dem Berg den Pakt mit dem Teufel einzugehen schien, so vielleicht die Perspektive von unten.

Alfredo, einer der mutigsten Städter war soeben in der Abenddämmerung beim Abstieg vom Berg, wo er auch neugierig nach des Stahlknecht´s Behausung Ausschau gehalten hatte. Die Nacht begann freilich bereits ihre dunklen Schleier auf die Fluren auszubreiten. Der Mond lugte schon gelegentlich zwischen den Wolken hervor, so dass dessen Silberstrahlen im nahen Wasserbett des Chemnitzflusses glitzerten. Doch mehr und mehr nahmen der Schatten mächtiger Bäume und andere Heimlichkeiten zu. In den Zweigen raschelte es, denn der Abendwind wehte

herauf. Hoch auf des Kaßberg´s Rücken war es dagegen still und feierlich gewesen. Jetzt wirkte dagegen alles wie in einem schaurigen Märchentraum. Der Wanderer überwand trotzdem sein hintergründiges Grauen und empfand den Augenblick so wunderbar.

Man konnte die Bergstufen noch gut einsehen. Durch die Büsche gewahrte man die Auen des Flusses, dessen Wasser rauschte tat sächlich voller Mystik, denn seine Wellen brachen sich an Brücken und Steinen. Während sich die Stadt auf den Schlaf vorbereitete, ertönten lustig von unten Gesang und Stimmengewirr, in das sich sogar zartes Gläsergeklirr aus nahen Häusern mischte.

Auf halber Höhe der Stufen verharrte der Bergsteiger und wollte Abschied nehmen von der Stille. *„O weile noch*

ein wenig oben, wo Abendruhe dich umkreist!“, mag er wohl gerade gedacht haben. Doch da, wie ein geheimer Zauber der Natur, rief ihn eine furchterregende Stimme an: *„Halt, Wanderer! Steh´ meiner Frage!*“

Der Geist des Berges hatte sich aus seinem finsteren Reich erhoben und riss den armen Menschen nun aus allen

Träumen. Wabernd und bedrohlich schwebte er über Alfredo und erinnerte an die berüchtigte Sage, wonach er schon seit tausend Jahren hier sein Unwesen trieb. Nun verlangte er freilich von einem Sohn der Stadt eine Erklärung dafür, dass man ihm nicht mehr die Ruhe gönnt und ständig etwas am Berg verändere. Erst habe man die Wogen des Flusses gehemmt, dass er, zum Wasserfall gezwungen, Tag und Nacht braust. Dann sei man herbeigezogen mit Hacken und Schaufeln in den Fäusten und habe Felsenkeller in den Berg getrieben. Mutwillig habe man hernach das Dunkel der Büsche erhellt, um Zelt um Zelt am Abhang zu errichten und Feste darin zu feiern, denn das Bier aus den kühlen Felsenräumen schmeckte

vorzüglich. So sei schließlich die Stille der Geisterwelt zerstört worden.

Voller Entsetzen hatte Alfredo zunächst an eine Täuschung geglaubt, dann mit Erschauern dem Geisterruf gelauscht und schließlich auf den Gnom des Berges aufgeschaut, dessen Stimme sich mit dem verstärkten Rauschen der Büsche und Äste mischte. Alfredo verstand die Frage und fasste allen Mut zusammen. Seine Antwort glich freilich eher einem verzagten Flüstern: „*O Geist des Kaßberg´s, glaube mir, nicht in übermütiger Weise naht sich des Menschen Hand auch dir!*“ Die Bürger würden sich nach der Tagesarbeit und dem Stadtgewühl ein Plätzchen zur Erholung suchen, lispelte er, denn im Leben müsse auch in Feierstunden Freude blühen. Deshalb rege sich hier des Menschen Hand, baue die Zelte an des Berges Rand und grabe die tiefen Felsenräume. In ihnen lagere das Bier, um dann gereift zum köstlichen Umtrunk

hervorzukommen und damit das schwere Los der Menschen zu erheitern und die karge Welt zu verschönern. So nütze die Kraft im Schoß des Berges und das Zelt am Bergeshang, klagte der noch immer sehr ängstliche Alfredo.

Es schüttelten sich nun die Zweige, und die Äste ächzten gar fürchterlich. Alfredo glaubte schon, seine letzte Stunde habe geschlagen, denn auch der Geist des Kaßberges wirkte plötzlich spiralförmig, dann spitz wie eine Lanze, um schließlich alles in grelles Licht zu tauchen. Zuletzt näherte sich jedoch die schmerzende Helligkeit wieder der Dämmerung, und der Berggeist glich am Ende mehr jenem Schatten eines nahen Baumriesen. Zu Alfredo`s Überraschung stöhnte der Unhold zudem: *„Wenn`s so ist, steig` ich ruhig nieder in des Berges Dunkelheit.“* Er habe einge-

sehen, den Erdensöhnen sei wohl so manche Last aufgedrückt. Um ihr Leben zu verschönern, seien sie wohl dem Berge so nahe gerückt. *„Nun ich vergönne euch die Freude, die euch in Kaßberg´s Hallen zieht.“*, tönte es von oben. Im Berggeist vollzog sich offenbar spontan ein Wandel. Sollen sie doch mit frohem Sinn das Heute genießen, denn wer weiß, was ihnen morgen blüht, sinnierte er einstweilen. Ihm wurde wohl sogar bewusst, dass Menschen in seinem Wirkungskreis mit Fleiß und Ernst wirken. Mögen sie doch hier auf ihre Weise frische Kräfte sammeln! Wenn es ihnen an des feuchten Flusses Strande und des schönen Berges Hange gefalle, dann bitte schön: *„Grabt in den Berg den Felsengang!*“ Sollen sie doch ihre Lauben und Hütten in den Büschen gründen und Zelt an Zelt bauen. Von nun an gilt der Schutz von Kaßberg´s

Geisterwelt bis dass die Sterne funkeln! Mit dieser Wendung der Geisterstimmung hatte Alfredo nicht gerechnet. Ehe er seine Überraschung überwinden konnte, entkam der Geist jetzt völlig lautlos seinen Blicken. Alfredo konnte im Dunkeln nicht einmal wahrnehmen, dass jener wurmig-elegant einem riesigen Wurzelstock auswich, um dann in einem nahen Mundloch spurlos zu verschwinden.

Der
geistreiche
Amtsschösser
rettet die
Festung
Chemnitz mit
Hilfe der
Berggeister

Der geistreiche Amtsschösser rettet die Festung Chemnitz mit Hilfe der Berggeister

Es herrschte 30jähriger Krieg. Einmal besetzten die Schweden und ein andermal die Kaiserlichen die Stadt Chemnitz. Diesmal hatten die Schweden die Nase vorn. Die immer wieder schwer bedrückten und geschädigten Bürger fanden trotz starker Befestigungsanlagen kein Mittel dagegen, denn sie hatten ihre Stadt zu nahe an den Kaßberg gebaut. Dadurch wurden sie jedes Mal erfolgreich wie von einem Balkon aus mit Kanonen beschossen, so dass man stets sehr bald die weiße Fahne hissen musste.

Der getreue Amtsschösser Drechsler sann derweilen nach einer gründlichen Lösung des Problems und wollte den sächsischen Kurfürsten zu einer Wiedereroberung seiner Stadt bewegen. Trotz begründeter Todesangst vor den allgegenwärtigen Schweden schickte er einen geheimen Brief nach Dresden und schrieb seinem Landesherren *„zu selbst eigenen Händen gnädigst zu erbrechen“*. Den Brief müssen die Chemnitzer Berggeister diktiert haben, denn er enthielt eine geniale Anleitung zum militärischen Handeln unter ihrer Mitwirkung. Drechslers Kriegslist bezog nämlich das System der unterirdischen Gänge im Kaßberg zum Angriff auf Chemnitz ein! Das war unbedingt ein Novum im Sachsenland, denn so etwas Ungeheuerliches hatte die Unterwelt in der Neuzeit noch nie zu bieten gehabt. Oder hatte der Amtsschösser doch in uralten Betriebsanleitungen geblättert

als König Heinrich die Falle im Urwald zuschnappen ließ?

Der kühne Plan lautete jedenfalls mit den Worten des Amtsschössers etwa wie folgt: „*Im Ein- und Ausgehen habe er gar accurat observiret und die Ueberzeugung erlangt, dass ein unvermerkter eilender Einfall zu Chemnitz recht wol ins Werk gesetzt werden könne. 40 oder 50 Musketiere von guter Resolution und getreuem Herzen sollten des Nachts, wann kein Mondenschein, in der Stille mit ausgelöschten oder verborgenen Lunten in die offenen und weit hintergehenden Katzberg-Keller gebracht werden, welche von dem Stadtthor nur 300 gewöhnliche enge Mannesschritt entfernt seien. Dies lasse sich von der Peniger Strasse aus recht gut thun, da des Nachts ausser der Stadt keine Wache sei, abgesehen von zwei Reitern, welche alle Nächte um den Stadtgraben und*

bei dem Kuttelhofe unter der daselbst befindlichen Brücke durch das Wasser reiten, damit sie um und um kommen können.

Vor diesen Reitern, welche von aussen die Stadtwache auf den Mauern controliren sollen, müsse man sich hüten. Am nächsten Morgen zu gewisser Stunde müssten einige andere resolute Kerle, welche Heu oder Getreide auf Wagen und Schiebböcken in die Stadt führten und im Heu oder in den Säcken

kurze Gewehre verborgen hielten, unter dem Thore angekommen mit gewaltigem Lärm die Wagen und Schiebstöcke in einander fahren, dass das Thor nicht geschlossen werden könnte. Auch liessen sich ein paar redliche Leute gut gebrauchen, welche sich für Ueberläufer ausgäben. Auf den Tumult müssten nun die Musketiere herbei eilen, die Karrenführer zögen ihre Waffen hervor und hielten das Thor offen; seien nun gar einige Reiter unvermerkt in die Nähe zu bringen, so wäre am glücklichen Ausgang nicht zu zweifeln und bei der Eilfertigkeit des Ueberfalles für Stadt und Volk nichts zu fürchten. Freilich sei die Teilnahme ortskundiger Leute erwünscht, die alle Schliche wüssten; dazu könne man jedoch die beiden Chemnitzer, die ja sich bei der Companie des Hauptmanns Kluge befänden, recht gut gebrauchen. Das Unterfangen müsse im Einklang mit den grossen

Kriegsoperationen stehen, weil der Feind, wenn er die Stadt alsbald wieder in seine Fäuste bekäme, sie sicherlich zerstören würde; auf die (Chemnitzer) *Bürgerschaft dürfe man sich durchaus nicht verlassen*.“ Der Kurfürst werde um gnädige Überlegung des Vorschlags gemahnt und um Gottes Willen gebeten, das Schreiben, sobald er es gelesen, zu zerreißen und den Namen des Verfassers zu verschweigen.

Nun, den Schweden ist der Briefbote im Schutz der Geister tatsächlich nicht in die Hände gefallen und Seine Majestät wusste mit Konspiration umzugehen.

Man ist sogar auf den Vorschlag eingegangen. Der Kurfürst wollte jedoch keine Zeit verlieren und die möglichen Verluste minimieren. Die List zum Öffnen eines Stadttores sollte daher ein Einzelner schon bei Nacht ausführen

und der anschließende, eigentliche Angriff war im Schutze der Dunkelheit vorgesehen. Allerdings wurde die entscheidende Bedingung der Berggeister ignoriert: Nicht bei Mondschein! Die sind bekanntlich extrem Lichtscheu, und so lehnten sie die Beteiligung an der Rückeroberung von Chemnitz ab und zogen sich rechtzeitig in ihre dunkle Unterwelt zurück.

Eine dicke Wolke schob sich nur kurzzeitig vor die Mondsichel. Um nicht im morastigen Stadtgraben zu landen, stieg die Wache vom Pferd. Eines der Tiere schnaubte mürrisch. Gewöhnlich gab man ihm an dieser Stelle die Sporen, denn die schwedischen Soldaten fürchteten den Scharfschuss des kaiserlichen Feindes von da oben, vom Kaßberg, jenseits der Chemnitz. Also zerrte das Tier gewohnheitsgemäß am Halfter, und das tat weh.

Doch da - ein Pfiff - öffnete sich in schauerlichem Tonfall das Tor und verschluckte Rosse und Reiter, die eigentlich nicht zu sehen waren, denn Licht vor und innerhalb der Stadtmauern war im Zustand der Belagerung verboten. Irgendwie zwängten sich erneut ächzend Holz und Eisen, quiiitsch: Bewegung dunkler Gestalten, ein dumpfer Stoß und dann ein schwedischer Fluch, alles vermischte sich zudem mit dem disharmonisch abtreibenden Schnickschnack der Hufeisen.

Der städtische Wächter war eingeschlafen, denn die Schmach der Entmachtung durch die Schweden ließ sich nur im Tiefschlaf ertragen. Jetzt war auch noch der Traum vom kühlen Kaßbergbier unterbrochen. Er wusste es, schon lange hatten die Bierschröter den Berg verlassen, weil nichts mehr zu schroten war. Selbst die Schweden grölten nicht

mehr jenseits in der Stadt am Roten Turm, wie früher, wenn sie die „*Tunnelkeller*“-Kneipe stinkbesoffen verließen. Es gab auch dort nur noch Röhrwasser zu trinken.

Wollte man, so gelang es, dem Klappern der Hufe genau die Richtung zu entnehmen, in der sich das Ziel der berittenen Posten befand. Störend überlagerte sich schließlich das Schnarchen der anderen. Die Häuserreihen der Stadt enthielten derzeit mehr Soldaten als sonstige Bewohner. So vereinte das pneumatische „Konzert“ gewissermaßen Freund und Feind. Wehe dem, der in dieser Zeit an Schlafstörungen litt. Die gnadenlose Schalldurchlässigkeit der Fachwerkwände mit ihren offenen Fensterschlünden, das allgemeine Schlafbedürfnis der vom anhaltenden Kriegszustand Betroffenen und die fehlende Möglichkeit, einzugreifen, mach-

ten aus der Nacht eine fürchterliche Folterkammer.

„Wie könnte man sich nur wieder einstimmen?“, sinnierte nun auch der im Schlaf gestörte Wächter. Der Schluck aus der Flasche - wie doch der Traum die Kehle austrocknete! - war jedenfalls bedingungslos versagt. Daher glich dieser bohrende Gedanke an das Bier bestimmt keiner Schlaftablette, sondern eher dem Gegenteil. Bloß gut, dass es auch noch keine Federkerne gab. Die hätten jetzt sicher spontan und schmerzlich gekontert, denn der Wächter hatte soeben mit allem Schwung seiner zwei Zentner den Schlaf auf der anderen Seite erhaschen wollen. Dafür schrammten zwei Rippen hart am Bruch vorbei, und dieser Schmerz lenkte die Gedanken um´s Einschlafen hölzern und strohigt in eine andere Bahn.

Empfahl der Barbier für diesen prekären Fall nicht neulich positives Denken? Richtig, Bier sei ungesund! Man wird sich nach dem Krieg bei den Brauern beschweren. Gab es doch schon vorher Tumult. Der Wirt im Kellerhaus soll heimlich Bier vom Kretscham zu Wiese (Niederwiesa) ausgeschenkt haben. Und es heißt, Chemnitzer Bier stinke manchmal zum Himmel und mache sogar krank.

Doch was war das?
Draußen vor dem Tor ein Betrunkener? Mit heftigen Schlägen unterstützte eine lallende Stimme ihr Einlassbegehren. Selbst die überraschten schwedischen Posten gerieten sofort in einen inneren Zwiespalt. Die Chance auf die Möglichkeit, womöglich eine unbekannte Bierquelle aufzudecken, die dem da draußen offensichtlich zugänglich war, überwog schließlich die einexerzierten

Sicherheitsbedenken. Man öffnete erneut das Tor, was diesmal leichter ging, denn der Betrunkene lehnte daran. Sein Körper senkte sich im Kreis der schweren Planken direkt vor die Füße der Schweden, die nun wirklich auf hilfreich umzustellen gedachten. Sie wussten ja aus Erfahrung, was mit einem Saufbold zu tun war. Mit weiten Augen versuchte inzwischen der verdutzte Wächter den Nachteil der größeren Entfernung wettzumachen. Doch die Wolken ließen das aufgekommene fahle Mondlicht nur drüben zum Kaßberg durch. Sakrament, umso finsterer die Szenerie im Vordergrund.

Zum Teufel mit der Dunkelheit!

Den Blitz hätte er beinahe übersehen. Er kam vom Kaßberg her.

Die Soldaten hatten die Last des ver-

meintlichen Säufers soeben sorgfältig austariert. Vier Mann, zwei Beine, zwei ... der Arme erinnerte sich vermutlich ans Vierteilen. Natürlich ging es grob zu, und die Träger hätten die Last bestimmt viel lieber nach draußen in den Graben bugsiert. So aber entfernten sie sich stadteinwärts, ein wenig vom offenen Tor weg. Ja, die Pforte stand tatsächlich für einige Augenblicke offen!!!

Halt, da war doch was. Potz Blitz, diese Dunkelheit! Jetzt Blitzlichter in Reihe. Das Trauma des Wächters, vergessen die Situation, alle Sinne auf ein Ziel; schon wieder blinkte der Mond aus Richtung Kaßberg. Das konnten nur Waffen im Mondlicht sein!

„*Alaaarm!!!*“, der Wächter war in seinem Element.

Den Soldaten stockte der Atem, sie ließen die Beute fallen und erkannten vermutlich ihren Fehler. Doch ehe sie die Trägheit des Tores überwinden konnten, huschte noch eine Gestalt durch seinen Spalt nach draußen. Dann hatten sie wieder alles im Griff und das Tor krachte gegen den Anschlag. Jetzt kreuzten sich allerdings verschiedene Schreie. Die meisten kamen eher von hinten, wo sich anscheinend eine völlig orientierungslose Abwehrfront zu formieren begann. Ebenfalls schwedischen Ursprungs ist der markerschütternde Schrei von vorn gewesen, denn der klobige Eisenriegel hatte in der Hektik einen Finger erwischt.

Schreie tönten aber auch von draußen. Es klang wie *„Zuuurüüück!“* und war eindeutig aus deutschen Kehlen. Durch die schallenden Richtungsbeziehungen hatte der Wächter inzwischen trotz des

Lichtausfalles eine gewisse Übersicht gewonnen. Wahrscheinlich war er jetzt auch erst richtig munter, denn nun ging ihm ein Licht auf. Fand da nicht soeben der ihn selbst betreffende Befreiungsversuch statt, den er, pflichtbeflissen, vereitelt hatte?

So eine Blamage! Noch bevor es der Buschfunk verbreiten konnte, trat der Stadtrat am Morgen zur Krisensitzung zusammen. Aber aus Scham gab es kein Protokoll. Also hatte der Amtsschösser Drechsel doch die Wahrheit geschrieben: *„Auf die* (Chemnitzer) *Bürgerschaft kann man sich nicht verlassen.“*

Die
Klosteruhr
schlug
Mitternacht

Die Klosteruhr schlug Mitternacht

Auf dieses Signal hatten die sonst überaus scheuen Klostergeister gewartet. Jetzt kam ihre Stunde. Die heutige Nacht sollte besonders spannend werden. Seit dem Jahr 754 stand der Termin fest, denn er sollte pünktlich zu Johannis des Jahres 1787 stattfinden.

Sie „kannten“ sich zwar vom Sehen, doch führte das Fahle ihres Wesens kaum zu Unterschieden, und die Verwechslungsgefahr war groß. Deshalb mieden sie auch unter sich den Kontakt. Jedem kam schließlich eine eigenständige Aufgabe zu, die sich gemäß dem unregelmäßigen Zeitplan ihres Eintref-

fens in der Unterwelt und ihren „jenseitigen“ Lebensauffassungen ergab.

Typische Gemeinsamkeiten, z.B. die des alten Klosterlebens, galten „diesseits“ nicht mehr.

Im Gegenteil, ein jeder sorgte im Falle einer Begegnung dafür, dass seine Aura nicht durch die des anderen gestört wurde. So entwickelte sich ein großer

mittlerer Abstand, obgleich es in der Unterwelt, die ihnen jetzt gehörte, ziemlich eng zuging.

Für diese Nacht hatte Bonifacius, der älteste vom Rat der Geister, den Ausnahmezustand festgelegt. Man sollte sich am Fuß des Klosterberges bei der uralten Eiche treffen.

Kaum verhallte der zwölfte Glockenschlag, da brachen alle gleichzeitig auf. Es kam unvermeidlich zum Gedränge an den Mundlöchern. Die von weiter her kamen, mussten die Eiche erst einmal finden. Viele nutzten den seltenen Vorteil, sich eilig ein Bild vom damaligen Chemnitz zu machen - seither ist ihre Aura teilweise schwarz - und es herrschte zunächst ein ziemliches Durcheinander. Der plötzliche Sturm fegte die Stadt, rüttelte an den Dächern, zerschlug beinahe ein Fenster

und weckte die Bürger, die es ganz schön mit der Angst zu tun bekamen.

Schließlich hatte jeder der großen Geisterschar seinen Platz im Umkreis der mächtigen hohlen Eiche gefunden, die am Fuße des Klosterberges auf dem Teichdamm mit ihrem mächtigen Stamm wie ein Turm in den Nachthimmel ragte. Die Stille trat übrigens auch für die aufgescheuchten Bürger drüben in der Stadt ziemlich überraschend ein. Man hat sich noch lange über das merkwürdige Naturgeschehen eines Sturmes aus heiterem Nachthimmel gewundert. Ob die beiden seit alters her bekannten Wetterscheiden, nämlich die über dem Klostertor und die über dem Chemnitzer Tor, daran schuld gewesen sind?

„*Ich habe Euch zusammengerufen,*“ eröffnete Bonifatius seine kurze Rede,

„um jedem die Gelegenheit zu geben, den anderen kennen zu lernen. In den vergangenen tausend Jahren fehlte sie, weil ständig Zulauf war. Heute fehlt uns die Zeit, jeden zu Wort kommen zu lassen. Deshalb habe ich Sprecher ausgewählt, die sich auch für andere äußern werden. Es sind jene, die damals besonders gesündigt haben. Sie werden uns darüber berichten.

Zunächst möchte ich mich vorstellen, denn ich habe vor langer Zeit unsere Geisterwelt begründet. Ich bin zwar vom Papst heiliggesprochen worden, doch bin ich verantwortlich für den Tod vieler Baumwunder, die von den Heiden verehrt worden sind, weil ich diese eilig bekehren wollte. Zu meiner Zeit - ich habe sogar selbst Hand angelegt - wurden im Heidenland viele heilige Bäume gefällt. Später, zu Zeiten Karls des Gros-

sen, hat man mit Hinweis auf meine erfolgreiche Praxis weitere Tausende dieser sächsischen und slawischen Heiligtümer zerstört. Deshalb bin ich jetzt der Klostergeist, der für den Baumschutz verantwortlich ist.“ Es krachte ohrenbetäubend, und Bonifatius steckte plötzlich in der großen Eiche, deren Äste jetzt fürchterlich zu ächzten und knarren begannen. Manche glaubten sogar, einen neuen Riss im knorrigen Stamm beobachtet zu haben. Doch schnell beruhigten sich der Baum und die Geister wieder.

Nun schwebte Arn in den Vordergrund: „*Auch ich bin zuletzt Bischof gewesen, in Augsburg. Ich habe aber mein Schwert gegen die Heiden selbst erhoben. Nicht weit vom Chemnitzflusse, auf einem Hügel, neben der Straße, in nördlicher Richtung stand mein Altar. Während der heiligen Messe, inmitten meiner Krieger, ertönte unerwartet das Kampfgeschrei der Sorben. Sie töteten alle meine Getreuen, zuletzt mich, denn mir galt ihre besondere Rache. Jetzt führe ich alle die an der Nase herum, die den genauen Standort meiner Richtstätte suchen. Ob in Hartmannsdorf, in Klaffenbach, in Erfenschlag, auf dem Schloßberg in Chemnitz oder am Taurastein in Burgstädt; im Geist bin ich das Irrlicht der Chemnitzer Geschichtsforschung*.“ Ein Funkenregen verlieh der Eiche ein gespenstisches Zerrbild, was selbst einige der mutigsten Geister

verängstigte. Sie waren an Dunkelheit gewöhnt.

Noch den letzten Widerschein nutzte Heinrich. Seine Aura leuchtete heller als die aller anderen. Er plusterte sie noch deutlich auf, weil es so seine Art war, bevor er das Wort ergriff: *„Ich hieß Heinrich von Donin. Unser Klosterbesitz reichte dank meiner Macht und Klugheit von Wüstenbrand im Westen bis Dittmannsdorf im Osten und von Draisdorf im Norden bis Burghardtsdorf im Süden. Ich freute mich soeben über den Kaufvertrag mit den Waldenburgern, der mir viele Dörfer und die Burg Rabenstein einzubringen versprach. Wir hatten uns schnell verständigt, um den Miteigentümer im fernen Leisnig über´s Ohr zu hauen. Der hatte aber doch davon Wind bekommen und war natürlich nicht einverstanden. Er kam sogar mit Verbündeten und eroberte die Burg. Ich habe dann dem Papst meine Version*

der Dinge mitgeteilt und bekam selbstverständlich Recht, denn auch er benötigte den Chemnitzer Klosterzins. So wurde schließlich die Rabensteiner Fehde zu unserem Vorteil entschieden. Seither erscheine ich den Mäklern im Albtraum. Ein erster Erfolg ist mir bereits beschieden, denn das Wort ´provisionsfrei´ stammt von mir.“ Das Grundstück der Rieseneiche erlebte ein heftiges Erdbeben, und bei manchem der übrigen Abtsgeister meldete sich vorübergehend das schlechte Gewissen.

Doch dann war zum Glück auch dieser Spuk vorbei.

Hubertus war schon ganz aufgeregt. Zitternd wie Espenlaub setzte sich das Erdbeben noch in seiner Aura fort. Im Erzählen zwar erfahren, geriet er jedes Mal vor Auftritten in jene unangenehme Erregung, die er auch diesmal bereits mit einem heimlichen Zug aus der Flasche hat verhindern wollen. Im Unterschied zu den dunklen Augenlöchern der anderen konnte man in seinen zwei eher unstete waagerechte Striche beobachten. Er glich trotz der typisch weißen Hülle eher einem schwarzen Kater. Seine unmittelbaren Nachbarn erinnerten sich plötzlich an Mäuse. Doch Hubertus war nach anderem zumute. Er wollte den anderen etwas mitteilen, was bisher niemand erfahren hatte: *„In Hameln war meine Heimat,“* begann er schließlich, *„dann*

kam ich nach Chemnitz; Lust zum Klosterleben erwachte in mir. Der Prior führte mich zuerst in das Schenkstübchen, wo ich einen Trunk Klosterbier vorgesetzt erhielt. Das schmeckte so vorzüglich, dass ich dem beiläufigen Hinweis auf die Keller, die sich unten in den Berg zögen und noch viele Tonnen enthielten, zu viel Aufmerksamkeit schenkte. Immer, wenn ich später als Mönch die Brüder des nachts zu wecken hatte und mit Wachskerzen versorgte - das war eine meiner Aufgaben - damit sie rechtzeitig und sicher zur Mette gelangten, zog es mich mit dem Rest der Lichter in die unterirdischen Gewölbe. Dort standen die Tonnen so verführerisch, dass ich ihnen und mir Erleichterung verschaffen musste. Es entstand eine merkwürdige Beziehung zu allen Bierkellern, doch ich hielt mich an das Klosterbier. Das Bier von den Brauern

da unten in der Stadt kam nämlich damals ins Gerede. Die Bürger behaupteten, es schmecke teilweise nach Jauche und die Ärzte warnten, Chemnitzer Bier mache krank. Wegen der Biermeile durfte jedoch niemand anderes Bier trinken. Die Bierkriege fand ich schließlich widerlich. Dass sie dem Wirt vom Kellerhaus so übel mitgespielt haben, erregte meinen Zorn, denn über einen unterirdischen Gang gelangte ich oft zu ihm und zechte bis zum Morgengrauen. Er schenkte seinen besten Kunden auch mal fremde Biere ein. Ich kann mich noch nebelhaft erinnern, auf halbem Weg zurück hatte ich dann wohl den tiefen Schacht übersehen.“ Es rumorte fürchterlich im Geäst der Eiche. Einer der Geister, der absichtlich den Hintergrund gesucht hatte, um die Verkostung ungestört fortzusetzen, verlor nun endgültig das Gleichgewicht. Er fing

sich zwar geistesgegenwärtig im Fallen, doch das ging nur auf Kosten eines gewaltigen Astes, der jetzt mit einem Donnerschlag die Menge teilte. Viele wurden dadurch geweckt, denn auch sie hatten gute Gründe, bei den Reden eingeschlafen zu sein. Selbst der Wächter am Chemnitzer Klostertor stutzte.

„Nun bin ich der Rauschegeist der Trunkenbolde und Sprecher unserer größten

Fraktion. Ihr wisst doch, es gab im Kloster hin und wieder Zeiten der Ausschweifung, die selbst den Papst in Rom beschäftigt haben. Da war bei uns immer großer Zulauf.“ Hubertus griff jetzt ungeniert zur Flasche. Er war sich nicht sicher, ob ihm noch jemand zuhörte. Der Tumult war groß, denn die Zweige des abgestürzten Astes hatten mehreren die Aura weggefegt, so dass sie nackt und daher unsichtbar waren. Der Widerschein anderer wellte und pulsierte, weil sie vor Lachen kaum noch schweben konnten.

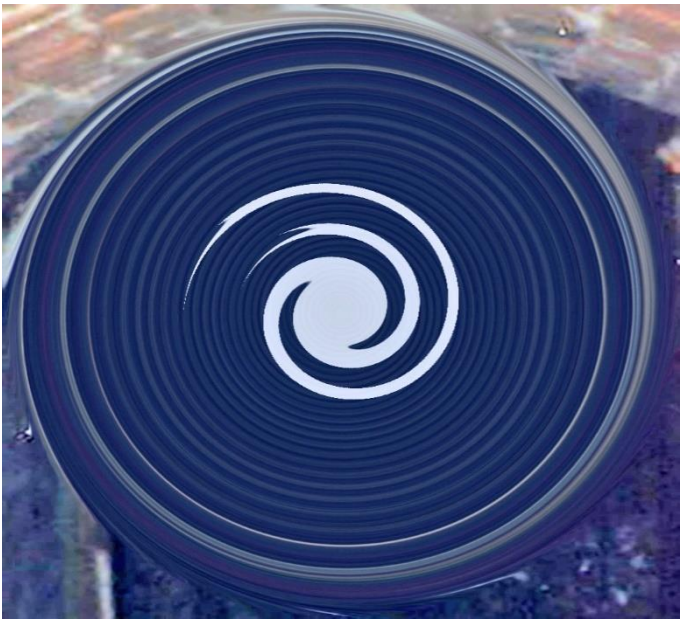
Die Redner wechselten.

„Hallo, ich bin der Abt Ortwin, der gern auf den `Strich` gegangen ist.“, meldete sich einer. Irgendwie sprach das Thema sofort alle an, denn wie durch ein Wunder herrschte auf einmal Ruhe. Ach, der war das also!

„Damals war das nicht so einfach. Von der schönen Schäferin Elsbeth in Rabenstein erfuhr ich so nebenbei. Die Herrschaft Rabenstein gehörte zwar noch nicht zum Kloster - also mit einer Dienstreise war da nichts zu machen - doch der regelmäßige Markt führte die Bauern direkt auf unseren Hof. Im Gewirr der Schreier, die ihre vortreffliche Ware anboten, huschte auch so manche Nachricht herüber, die nun nicht gerade für die Ohren von uns Klosterbrüdern bestimmt war. Ich fing aber eine auf, die mich zunächst neugierig, später abhängig machte. Fortan suchte ich einen unauffälligen Weg zur alten Schäferei in Rabenstein.

Den Gang am tiefsten Klosterkeller, in dem unsere erlesensten Weine lagerten und zu dessen Schlüssel nur ich, der Abt, Zugang hatte, entdeckte ich rein zufäl-

lig. Bei der heimlichen Probe eines spanischen Weines, den der Herrgott persönlich hierhergebracht haben muss, wurden meine Glieder immer schwerer. Ich saß auf einer Bohlenbank und lehnte an einem Fass aus Urgroßvaters Zeiten. Dessen morsches Holz gab plötzlich nach, und ich stürzte rückwärts in seinen Bauch und, oh Schreck, gleich noch eine Treppe tiefer in eine dämonische Finsternis ...



Fragt nicht, wie ich die nächsten Minuten überstand. Doch Neugier überwindet alle Schmerzen. War das etwa der sagenhafte Gang nach Rabenstein, von dem ich natürlich ebenfalls bereits gehört hatte? War das der Weg zu meiner Schäferin? Er musste es sein!

Die folgenden Wochen vergingen mit der Erkundung. Ich legte bei jedem Vorstoß hundert Schritte zu, doch es wollte

kein Ende nehmen. Was für uns Geister heute Allnacht ist, war für mich damals eine schlimme Strapaze. Die Enge, die Feuchte, die Finsternis, der Luftmangel, die Endlosigkeit und die Angst waren ständige Begleiter - nur die schöne Aussicht machte meine Ausdauer möglich. Doch eines Nachts, beim nächsten Vorstoß, wieder eine Treppe! Ich hob mit letzter Kraft eine schwere Klapptür hoch ... und schaute in Engelsaugen, sag´ ich

Euch. Der Gang endete genau unter dem Gemach der schönsten Schäferin der Welt!! Sie war nicht erschrocken, denn ein Traum hatte ihr schon alles vorhergesagt. So war der Empfang vorbereitet, und ich landete als erstes in der Badewanne. Also führte ich das älteste Gewerbe der Welt im Chemnitzer Raum ein und bin jetzt der Hüter aller Schäferstündchen."

Nacheinander schlugen die Glocken auf Zwei. Man hörte zunächst ihren Klang von oben und dann mehrfach aus der Ferne. Beim Rundgang an der Mauer hielt auch der Wächter inne und zählte mit. „*Eins, zwei ... eins, zwei ...*", ja, sie waren alle intakt, und die Uhren gingen richtig.

Nun war Erwin an der Reihe.

Seine Aura war leicht farbig, gelb flak-

kernd und trotzdem düster, alchemistisch. Es zeigten seine Umrisse die Unruhe dessen, der etwas sucht, ohne genau zu wissen, was. Die ersten Sätze faselte er herunter, so dass ohnehin keiner von ihm Notiz nahm. Man hing verzückt an den Glockentönen und sinnierte das nahende Ende der Nacht. Fast im Takt der Schläge von St. Johannis gingen Laola-Wellen durch die Geisterschar. Selbst der Rest der Eiche schien mitzumachen: *„... echt Gold bereiten möge.“* Augenblicklich formten sich große Ohren an den Geisterköpfen, die Eiche hielt schief inne und Erwin spürte jetzt die Aufmerksamkeit spontan auf sich gerichtet. Vermutlich hatte ihn jedoch bereits wieder das Goldfieber gepackt, denn es machte ihm gar nichts aus. Mochte auch sie die Goldgier fassen; er hatte die Erfahrung, er kannte sich aus, er hatte die unterirdischen Gänge systematisch abgesucht,

nein richtiges Gold gab es nicht, aber seine Geschichte passte jetzt goldrichtig. Er wiederholte:

`Die Klosteruhr schlug Mitternacht,
still war´s in jeder Zelle,
nur ich, der Pater, hielt noch Wacht,
mein Fenster war noch helle.
Ich saß noch schlaflos im Gemach
und sann geheimen Künsten nach,
wie ich auf leichtem Wege
echt Gold bereiten möge.´

Die geistreichen Verse durchströmten anregend die Menge und das Eichenlaub. Sie wirkten allseits wie Zauber.

Ein Vibrieren und ein Rascheln lagen in der Luft; die fortgeschrittene Stunde wurde doch glatt vergessen. Erwin war schon selbst fast wie hypnotisiert, allerdings kannte er auch die magische Wirkung von Versen auf Geister. Deshalb ging er schnell zur Prosa über: „*Die Versuche schlugen leider immer wieder fehl, obgleich ich in meinem Zimmer alles ausprobiert habe. Da verließ mich die Geduld. Ich schleuderte den Rosenkranz auf den Tisch, wo noch eine übel riechende Brühe zischend qualmte, und lästerte Gott. Ich griff nun doch zum Zauberbuch, was mir der Teufel eingegeben. `Mach mich zum Meister aller Geister!`, rief ich und durchsuchte ungeduldig die wirren Zeichen und Texte. Doch kein Erfolg war mir beschieden. `O weh mir Armen! Himmel und Hölle haben sich gegen mich verschworen. Ha, dass ich könnte Gott, Hölle, Welt und Sternenzelt mit einem Hauch verderben*

- dann wollt´ ich freudig sterben!`

Im Schlaf träumte ich hernach vom Abgrund, in den ich zu stürzen drohte. Tags darauf war Himmelfahrtsfest. Im frommen Spiel - Ihr wisst - war ich an der Reihe, den auffahrenden Heiland zu spielen. Das Seil wurde durch die Öffnung im Kirchengewölbe herabgelassen. Ich fasste es, und die Knechte zogen mich empor. In Höhe der Gewölbeöffnung - ich war im Spiel dem `Entschwinden in den Wolken` nahe - sah ich vor meinem geistigen Auge plötzlich wieder den Abgrund. Diesmal stürzte ich tatsächlich. Eine dunkle Stelle im Steinpflaster, der `Blutfleck` in der Schlosskirche hat noch lange den Ort bezeichnet, wo ich Zweifler den Tod gefunden.

Nun ist meine Aufgabe für die Ewigkeit, der Gier, dem Wucher sowie dem Lug

und Trug entgegenzutreten. Ich bin der Schutzgeist aller Betrüger.“

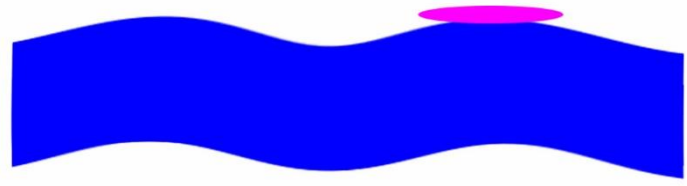
Da waren alle ergriffen. Das betraf selbst die Eiche, die zudem auf der Stelle den Traum vom Schatzbaum aufgab. Einige wollten schon auf die Knie fallen und für den Pater beten, doch Hilarius sprang mit seiner Rede ein und herrschte sie alle an, sich doch ihres jetzigen Status zu erinnern: *„Der einflussreiche Abt Amnicola des Cisterzienser-Klosters Altenzelle bei Nossen war zu Chemnitz geboren. Er stand mir also nicht nur geistig nahe. Dieser Abt hat sich heftig gegen die neue Lehre Luthers gewehrt. Er hat in seinen Schmähschriften den Reformator sogar als `wild geiferndes Eberschwein` beschimpft. Doch alles das war für die Katz´. Amnicola starb, ohne im geringsten die Reformation zu verhindern. Dieses Vorbild stand*

vor mir. Ich, als letzter Abt des Chemnitzer Benediktiner-Klosters, bekam die Wahl: Entweder wie Amnicola den Kampf ansagen oder in die Fremde gehen und weiter enthaltsam leben oder das Gelübde nicht einhalten, zu den Reformierten übertreten und sich dafür reich abfinden lassen. Ich entschied mich für letzteres. Ein wesentlicher Grund meiner Entscheidung war jedoch des Bürgermeisters Tochter. Auf sie hatte ich schon bei der Beichte ein Auge geworfen, doch heiraten konnte ich sie erst nach meinem christlichen Richtungswechsel.

Es gab für mich jedoch einen eigentlichen Grund. Die Klostergüter waren immens, und sie standen erstmals komplett zur Disposition. Der Fürst brauchte einen sachkundigen Verwalter. Kein geeigneterer als ich selbst, der ehemalige

Abt, kam dafür in Frage. Zudem versprach mir der Fürst vier Häuser aus dem Klosterbestand als Geschenk. Der Bürgermeister brauchte für seine Tochter einen reichen einflussreichen Mann und für die Stadt gerade vier Häuser. So ließ ich das Gelübde fallen, wurde Verwalter, bekam vier Häuser, die ich an die Stadt verkaufte, und heiratete die Tochter des Bürgermeisters.

Eigentlich dürfte ich nicht unter Euch weilen. Jetzt bin ich das quälende Gewissen aller Wendehälse, die wie Fettaugen immer wieder oben schwimmen.



Den Zuhörern wurde es richtig wurmig zumute. Es entstand bei vielen der Eindruck als hätte sich soeben eine Schlange in sich selbst verknotet. Zudem gab es einige, die schon beim Bericht wie traumatisiert die Verknotung nachvollzogen. Jetzt erstickten sie fast am Ergebnis. Deshalb hatten sich auch mehrere Auren entgeistert. Man bemühte sich schleunigst um die Zuordnung, doch das war im plötzlich einsetzenden Chaos nicht mehr möglich.

Der erste Hahnenschrei war ertönt, was sie nicht hätten abwarten dürfen!!! Wie besessen stürzten alle gleichzeitig in die Luft, worauf ein regelrechter Wirbelwind entstand, in den die Eiche verwickelt wurde. Sie wehrte sich zunächst mit einem Opfer, indem sie sich sämtlicher Blätter entledigte. Nun stand auch sie wie völlig entgeistert da.

Doch eine der nicht mehr zugeordneten Auren war versehentlich wie zuvor Bonifatius in den hohlen Stamm der Eiche geraten, wo sie jetzt aus lauter Angst explodierte. Die Eiche konnte sich in der Eile nur noch auf den Riss konzentrieren, der tatsächlich schon seit der Rede von Bonifatius da war. Wie das Maul eines gähnenden Riesenkrokodils öffnete sich der Riss anfangs geradezu unheimlich langsam. Dann enteilte die Rissspitze zuletzt mit rasendem Tempo nach unten, um dort in das Wurzelwerk zu krachen. Bis dahin hatte sich die

blattlose Eiche äußerlich kaum sonderlich verändert, doch jetzt stürzte die eine Hälfte gewaltig ausholend, peitschend und schwingend zur Erde. Die andere Hälfte verharrte erstaunlicherweise in der alten Schräglage. Kaum einen Laut gab diese von sich, um das „Gleichgewicht“ nicht zu stören. (Hatte Bonifatius nun doch noch Buße getan?)

Die Sturm- und bebenartigen Aufprallwellen des gestürzten Teils pflanzten sich in der Luft und in der Erde bis nach Chemnitz fort. So war sich der Wächter fast sicher, denn er hätte beinahe Feindalarm gegeben. Schleunigst überprüfte er die Verriegelung des Klostertores und horchte dann nochmals angespannt in die Nacht. Es blieb dann aber ruhig, und der Wächter gab erst am Morgen Meldung. Man hielt vorsorglich alle Tore geschlossen. Nur ein Trupp Bewaffneter bekam den Auftrag zur

vorsichtigen Erkundung. Noch lange schaute man von den sicheren Mauerzinnen am Klostertor der vorsichtig im Gelände agierenden Truppe nach. Doch man erfuhr nur vom Unglück der uralten Eiche am Klosterberg. Am Nachmittag zogen dann die Chemnitzer zuhauf hinaus, um sich die Ursache der nächtlichen Störung aus der Nähe zu betrachten. Einige schworen Stein und Bein, dass der Baum noch gestern Blätter getragen habe. Da aber keine Blätter zu finden waren, glaubte man ihnen nicht. Leider fasste der Rat sogleich den geistlosen Beschluss, die uralte Eiche aus Sicherheitsgründen völlig abzuholzen. Das geschah also im Jahr 1787 mit dem dicksten Baum („*12 ½ Ellen Umfang*“), der je auf Chemnitzer Flur gestanden haben soll. Man hätte ja wenigstens einen Stumpf dieses Baumveteranen stehen lassen können!

Der Geist
des Bischof Orn
narrt die
Chemnitzer
Heimatforscher

Der Geist des Bischof Arn narrt die Chemnitzer Heimatforscher

Zu den Chemnitzer Klostergeistern gesellte sich einst auch der des Bischofs Arn von Würzburg, der hier im Jahr 892 durch die Slawen umgekommen sein soll. Es musste doch aus der Sicht Arn´s in dieser unwirtlichen Urwaldgegend etwas Christliches oder Kirchliches zu verteidigen gegeben haben. Wenn sicher zu beachten ist, dass der Kriegszug eines Bischofs damals nichts Ungewöhnliches war - auch Arn hatte sich bereits im Jahr 871 an einem Feldzug gegen die Böhmen beteiligt - so wird er keinesfalls aus rein weltlichen Gründen solche schwierigen Aufgaben übernommen haben. Nein doch, Bischof Arn war

der Verwalter der hiesigen Diözese seit dem Jahr 855, und die wollte er unter allen Umständen erweitern!

Chemnitzer Heimatforscher haben viel gerätselt, wo denn der genaue Todesort gewesen sein könnte. So bezieht man sich gern auf folgende schriftliche Überlieferung aus dem 18. Jahrhundert: „*Wenn man von der an der Chemnitz=Annabergerstraße gelegenen Bergschänke nach dem Dorfe Klaffenbach hinab wandert, so gelangt man sehr bald an ein auf einer Wiese des Gutsbesitzers August Bochmann stehendes uraltes steinernes Kreuz, auf dessen einer Seite ein Schwert eingegraben ist. Hier soll am 13. Juli 892 der kriegerische Bischof Arno oder Arndt von Würzburg in Franken von den damals noch heidnischen Sorben, während er in seinem Zelte das Hochamt abhielt, mit samt seinen Begleitern er-*

schlagen worden sein. Das Dorf Klaffenbach ist schon vor uralter Zeit eine Ansiedlung der slawischen Sorben gewesen, die etwa seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. unsere Gegend bewohnten. Der Name ist hergeleitet von den slawischen Worten Glowa (das Haupt) und bog oder boh (Gott), es bedeutet demnach ´Hauptgott´ und darf man annehmen, daß die Klaffenbacher Höhe der Verehrung einer angesehenen sorbischen Gottheit gewidmet war. Das Kreuz ist ohne Zweifel, nachdem das Land christlich geworden, zur Erinnerung an die Ermordung Arno´s errichtet worden. Mit der Zeit war es, von der Vegetation überwuchert, in die Erde versunken und in Vergessenheit gerathen, bis man es zu Anfang der 60er Jahre neu entdeckte und wiederaufrichtete.“ Etwas ausführlicher soll es sich ja wie folgt zugetragen haben: Dem Arn von

Würzburg auf schnellem Rosse folgte ein reisiger Tross als er einst in seiner Heimatstadt aufbrach. Es ging den Weg am Main hinauf. Mit kühnem Schwung wollte Arn den steilen Kamm des Miriquidi-Urwaldgebirges überwinden, um die Christenlehre dem Sorben-Wenden-Stamm beizubringen. Diesen Heiden galt es, seine neue Glaubenslehre zu „predigen“. In seinem Sprachgebrauch hieß das natürlich, sie mit Schwert und Speer zum christlichen Bekenntnis zu nötigen. Schon war er bis zum Chemnitz-Fluss vorgedrungen und hatte wohl einige der Slawen-Herzen vermeintlich „bezwungen“, deren Träger auf der Jagd von seinem riesigen Heer eingefangen wurden: Denn wer nicht will - der muss! Unter Folter kann man doch - weiß Gott - so tun als glaube man an den der Christen. Nun musste man nur noch das Slawen-Heiligtum „*Glowaboh*“ zerstören, so glaubte Arn,

und wollte sogleich beglückt und frohgesinnt ob des Macht-, Land- und Seelengewinnes an den Main zurückkehren. Zerronnen wäre dann des Sorbengottes Ruhm und dessen Volk für sich und das Kreuz gewonnen. So wurde denn der Sorben heiliger Hain verheert, wo man den Gott aus Stein bisher verehrte und anbetete. Das Slawenvolk gewährte ihm diese böse Tat in trügerischer Ruhe und hielt sich sogar zurück als man am Ort des heidnischen Altars eine Waldkapelle errichtete, um dort das Hochamt zu verrichten.

Doch als noch das Echo der liturgischen Worte und Melodien des Bischofs zwischen den mächtigen Bäumen hallte, ertönte jäh ringsum sorbisches Kriegsgeschrei. Die Waffen und Leiber prallten auf allen Seiten aufeinander. Im harten Kampf fielen alle Franken bis auf den letzten Mann. Auch der Bischof erlag schließlich im Streit, denn als heilige Waffe blieb ihm in der Eile nur das Kreuz, mit dem er soeben die Messe zelebrierte. Nun soll den Todesort noch heute das Steinkreuz zu Klaffenbach an-

zeigen. Weniger, aber doch bekannt, sind einige weitere Plätze und ihre ungewöhnlichen, ebenfalls angeblich historisch belegten Vorgänge, auch im Vorfeld und im Nachgang dieser weit zurück-liegenden Ereignisse bei Chemnitz. Der vom Kaiser eingesetzte Markgraf Thüringens bzw. der Sorbischen Mark, Graf Poppo aus dem Geschlecht

der Babenberger, hat nämlich erst den Bischof Arn dazu angeregt und ihm zugeredet, zum Kampf gegen die Slawen auszuziehen. Das hat auch ihm später sein Amt gekostet, denn der Kaiser setzte ihn angeblich aufgrund des Versagens der Mission bei Chemnitz kurzerhand wieder ab. Der Markgraf wurde für den Tod des Bischofs in dieser Weise verantwortlich gemacht. Das waren für das vordeutsche Hochmittelalter natürlich überaus brisante politische Vorgänge, in die das Chemnitzer Stadtgebiet in der Legende irgendwie

verwickelt gewesen wäre. In die karolingischen Überlegungen sollen sogar solche eingegangen sein, die ein Verschieben des Kräftegleichgewichts zu Gunsten des altsächsischen Geschlechts der Liudolfinger und der mit ihnen liierten Babenberger, zu denen ja Poppo gehörte, zu verhindern. Dieses

Unrecht aus deren Sicht dürfte die babenbergisch-altsächsische Seite beflügelt haben, diese Tat zu sühnen. Die Babenberger starben zwar angeblich um 906 aus, doch die Liudolfinger bekamen wenig später mit Heinrich I. die Macht im fränkisch-sächsischen Reich übertragen und errichteten schließlich - nach Vernichtung der europäischen Ungarngefahr - das Heilige römische Reich. So kam schon kurze Zeit nach Amtsenthebung Poppos nun der Druck aus dem erstarkenden Heinrich´schen Sachsen zum Tragen, indem der letzte

Franken-Kaiser Arnulf die Wiedergutmachung gegenüber Poppo mit seiner Regensburger Urkunde vom 11. März 899 u.a. mit Worten der Art *„getreuer Diener Poppo“*, *„ungerechterweise“* und *„und aus Reue über das, was wir ihm angetan“* schmückte, um damit

wiederum sein eigenes „*Seelenheil*“ zu retten. Tja, die Seelen dieser Machthaber und Strippenzieher jener bewegten Zeiten haben sich daher längst in das Heer der Chemnitzer Klostergeister eingereiht. Über den genauen Ort der blutigen Geschehnisse am Chemnitz-Fluss konnten sich die Historiker und Heimatforscher der Chemnitzer Region jedenfalls nie einigen, denn der Geist des Bischofs Arn - und die seiner slawischen Vasallen im Jenseits - narren die wissbegierigen Menschen immer wieder, denn keiner von denen gönnt dem anderen den Entdeckerruhm.

Der
Schatz
im
Bürgerwald

Der Schatz im Bürgerwald

Der Chemnitzer Schuldirektor Paulus Niauis hat einst im Jahr 1494 eine Chemnitzer Chronik geschrieben. Darin äußerte er gemäß einer uralten Sage, „*dass bey dem Bürgerwald in Chemnitz* - das ist der heutige Zeisigwald - *ein kleiner Hügel, bey des Bürgermeister Arnolds seinem Felde wäre, da habe unten an dem Fuße dieses Hügels eine große ausgebreitete Fichte gestanden, und da wäre eine Höhle von außen mit Dornen und Brombeersträuchern bewachsen; von dieser würde erzehlet, dass in solcher Höhle ein großer Schatz von Golde verborgen liege, dieweil die Leute in dem böhmischen Hussitenkriege ihr Vermögen darein verstecket*.“ Dies ist immerhin eine der frühesten

Nachrichten von den unterirdischen Gängen zu Chemnitz, denn die „*Höhle*“ muss ein verzweigtes Gangsystem gewesen sein, wenn so viele Leute ihr Vermögen den örtlichen Erdgeistern anvertraut haben sollen. Jeder Gang fängt zwar wie eine Höhle an, und eine Fackel mag sie auch ausleuchten, doch bei gewundenen und verzweigten Gängen ist kein Ende abzusehen. Der Mut, sie zu erkunden, sinkt rapide mit der Entfernung vom Eingang. Nur Höhlenforscher und ähnlich charakterstarke Menschen halten durch und verlassen sich darauf, dass irgendwann wieder ein „Licht am Ende des Tunnels“ in die Freiheit führt.

Die Heinzelmännchen jener Zeit wollten den Bürgern helfen. Kaum, dass die letzte Goldmünze in einem Höhlenwinkel unter einem Schutthaufen versteckt worden ist, machten sie sich in der da-

rauffolgenden Nacht daran, das Mundloch zu verlegen und zu verfüllen. So konnte niemand mehr den Eingang zur Schatzkammer an der großen Fichte verraten, denn Schwätzer gab es in Chemnitz schon immer.

Nun ist auch noch der Bürgermeister Arnold schon im Jahr 1504 verstorben. Mit ihm ging dann die Kenntnis von der Gegend des Höhleneingangs endgültig verloren, denn er hinterließ keinen Lageplan. Viele Schatzsucher versuchten seither ihr Glück, doch sie hatten keines. Auch die große Fichte gibt es nicht mehr. Ein Indiz für die seinerzeit benachbarte Unterwelt ist ihre Erwähnung trotzdem. Schon Georgius Agricola empfahl nämlich, beim Suchen der Gänge - er meinte sicher Silbergänge, was freilich nur bei flüchtiger Betrachtung ein Unterschied ist - die

Pflanzen und also die Bäume zu beobachten. Was mag er damit eigentlich wirklich gesagt haben wollen? Auffällig ist es jedenfalls, denn im Umfeld von Mundlöchern zu unterirdischen Gängen stehen oft entweder richtige Baumriesen oder erbarmenswerte Baumkrüppel, wie sie Agricola beschrieben hat. Mehr noch, steht ein Baum unmittelbar gegenüber von einem Mundloch oder gar in einer Mundlochpinge, dann sieht er im Allgemeinen eher wunderlich aus. Oft neigt er sich vom Mundloch weg oder windet sich irgendwie in seinem Elend, so, als wolle er nichts mit dem Berggeist zu tun haben. Das ist nicht frei erfunden! Vorsicht ist trotzdem geboten; nicht jeder krumme Baumstamm ist gleich ein Hinweis auf einen versteckten Schatz.

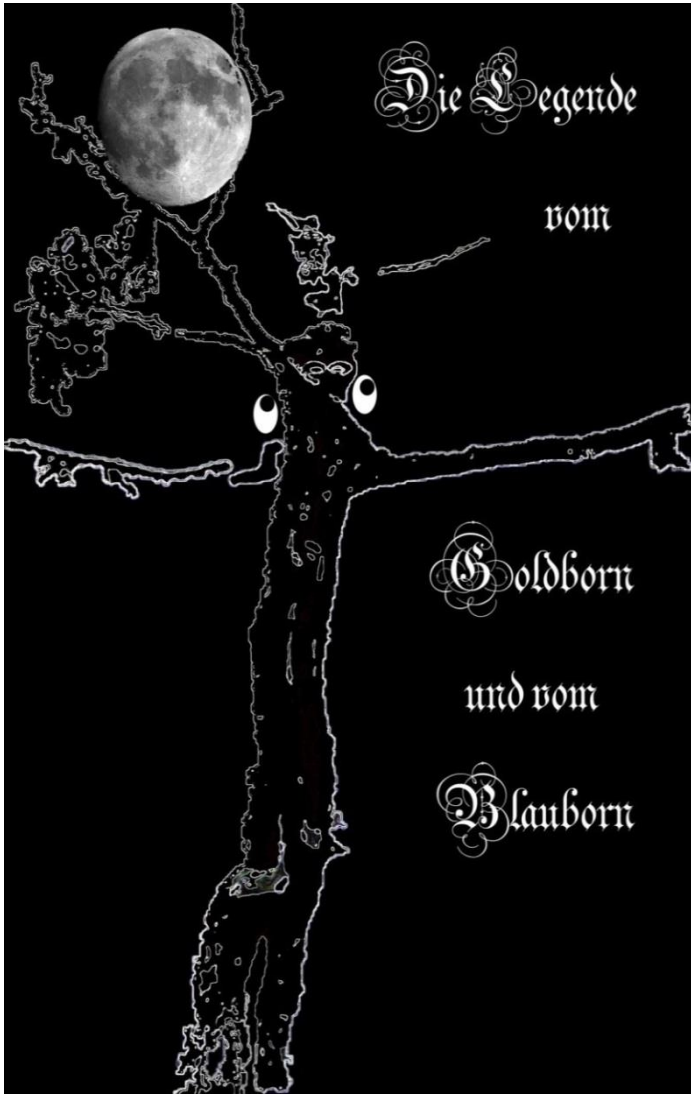
In unterirdischen Gängen von Chemnitz sollen ja noch weitere Schätze liegen, so zum Beispiel die „*Truhe voll blanker Goldstücke*“ des missgestalteten Ritters von der Burg Rabenstein. Denn, noch ehe der Tag graute, hat er (der Ritter) in dem unterirdischen Gange, der von der Burg wegführte, ein passendes Versteck gefunden: Nun rasch die Goldstüke aus seiner lieben Truhe dorthin

geschafft! ... Der Schatz ist vergraben. Doch Schatzgräber aufgepasst! Es ruht ein Fluch des buckligen Ritters darauf, und sein Geist wacht darüber: *„Hier liege, du liebes Gold, bis ein anderer mit unserem Namen Besitzer der Burg ist, der ausgewachsen ist wie ich.“* Vielleicht bekommt man gar nachträglich einen Buckel, wenn man trotzdem den Schatz erblickt.

Sodann sind da noch alle Schätze des verschwundenen Prinzen auf dem Taurastein, die er als verwunschenes kleines Männlein *„dort hinten in der Höhle seit Jahrhunderten bewachen muß“*. Doch habt acht, ihr Gängesucher, Leuchtmoos ist trügerisch!

Wir fassen zusammen: Wer also unterirdische Gänge sucht, hat somit die grundsätzliche Chance, Schätze zu finden und umgekehrt. Wenn er allerdings

fündig wird, so kann ihn Schweigen gegenüber dem Landesamt für Archäologie den Gewinn und die Konzession kosten. Schatzsucher sollten sich daher das Gesetz über den Denkmalschutz und sein bestimmungsmäßiges Umfeld genau verinnerlichen. Sie sollten aber auch niemals aufgeben!


Die Legende
vom
Goldborn
und vom
Blauborn

Die Legende vom Goldborn und vom Blauborn

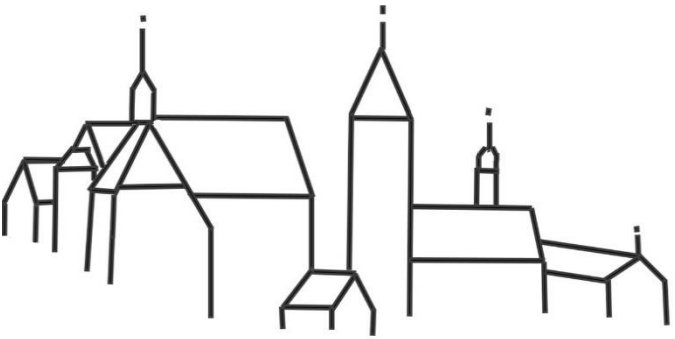
In einer Schlucht neben dem Hohlweg zwischen Dresdner und Frankenberger Straße spukt es zur Vollmondnacht. Doch selbst bei unbedecktem Himmel gewinnt der Erdtrabant keine echte Einsicht, nein, er wirft eher noch seinen Schatten in das anstehende Dickicht. Das spitz auslaufende Mundloch dort im Bestand wirkt auf Menschen selbst am Tage schauerlich. Es ist der Eingang zur Unterwelt des Beutenberg-Vulkans, der einst die Landschaft veränderte … und Chemnitz weltbekannt machte. In der Folge seiner katastrophalen Eruption vor vielen Millionen Jahren kam es nämlich zur Ausbildung des berühmten Versteinerten Waldes.

Die Erdgeister sind hier ebenfalls vulkanischen Ursprungs. Sie halten in den längst erkalteten Lavamassen die Stellung zwischen den zwei Welten.

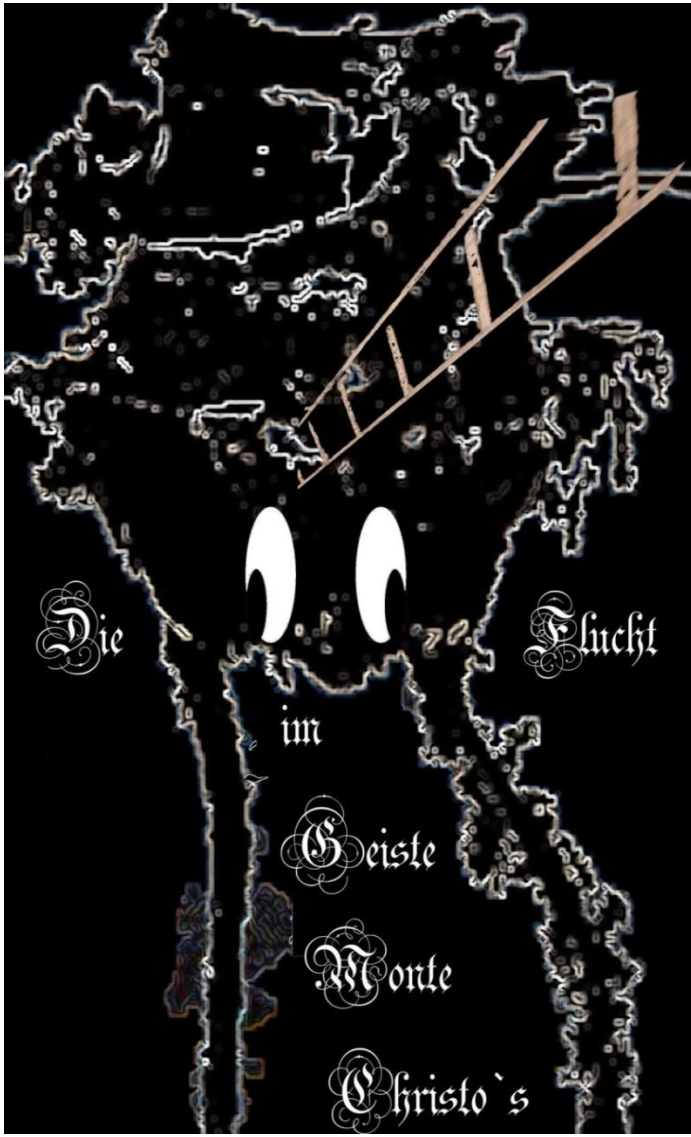
Und sie suchen gern den geheimen Ort des Halbschattens auf, um sich die Märchen aus Millionen von Nächten zu erzählen. Beim letzten Mal folgten sie gewissermaßen dem Ruf des Königs. Dessen Legende wirkte noch irgendwie in der schon damals merkwürdigen Wüstung Naundorf nach, der sie diesmal ihre Aufmerksamkeit schenkten. Auf den genauen Standort konnten sie sich zwar nicht einigen, weil gerade eine dicke Wolke den silbrigen Schatten in schwarze Finsternis verwandelte, doch man kam anschließend schnell zum Ergebnis: Die „*Neündorfer thell*“ konnte nicht weit von dem Ort Naundorf entfernt gewesen sein!

Früher plätscherten dort ergiebige Quellen aus der Erde, die jetzt vom übelsten Chemnitzer Deponieunrat bedeckt sind. Somit fanden sich hier in alten Zeiten auch regelmäßig die weiblichen Elfen und Feen des Beutenberges ein. Daran hatten die Erdgeister lange Zeit ihre heimliche Freude. Sie pirschen sich durch das *„Naundorfer Hölzel“* heran und lauschten und spannten und spannten, was das Zeug hielt.

Leider errichtete einst der Graf in der nahen Burg Lichtenwalde ein Badehaus, wofür viel Wasser benötigt worden ist.



Er ließ die Quellen *„im Naundorfer Grunde unter der Halben Meile“* fassen und führte sie als Röhrwasser zu seinem Burgberg. Da suchten sich die kleinen Schönheiten einen Platz auf der anderen Seite des Beutenberges. Der pralle Mond hielt hier zudem die überaus neugierigen, aber eben auch lichtscheuen Erdgeister fern. Die Feen mit dem langen goldenen Haar taten es dem im Stillen verehrten Grafen nach. Sie badeten in der linken Quelle, während die Elfen mit ihrem himmelblauen Lockenschopf der rechten den Vorzug gaben. So kamen die berühmten Quellen Goldborn und Blauborn zu ihren Namen ... und wiederum später die Chemnitzer zu ihrem Röhrwasser.


Die
Flucht
im
Geiste
Monte
Christo`s

Die Flucht im Geiste Monte Christos

Hier haben Zeitzeugen das Sagen. Es ist die Zusammenfassung der splitterhaften Äußerungen von Menschen, die irgendetwas gehört, beobachtet oder geglaubt haben, was sie zwar weitgehend nicht direkt betraf, doch was sie beunruhigte. Dafür ist ein Gefängnis und sein Umfeld, gleich dem dereinstigen auf dem Kaßberg, schon immer der beste Nährboden gewesen. Mehr noch lässt einen allerdings der Gedanke schaudern, dass in Chemnitz noch viele Menschen leben dürften, die es genau wissen, doch sie haben Angst oder schlechtes Gewissen, und sie melden sich nur vereinzelt und nur sehr zögerlich oder gar nicht zu Wort.

Dem „echten“ Grafen von Monte Christo gelang bekanntlich der Ausbruch aus dem Gefängnis in spektakulärer Weise durch das heimliche Graben eines Ganges, der in die Freiheit führte. Das ist in der wirklichen Welt verständlicherweise **die** Horrorvision eines jeden Gefängnisdirektors, und auf dem Kaßberg gab es ein Gefängnis und ... unterirdische Gänge.

Eines Tages, in tiefsten DDR-Zeiten, wurde im Gebäude Fabrikstr. 2 (ehemals Hohe Str. 10) ein schlotternder Unglücklicher aufgegriffen. Etwa unser Chemnitzer „Monte Christo“? Ja, nach seinem Ausbruch aus dem Gefängnis war ihm eine ganze Meute Dienstbeflissener und sozialistischer Persönlichkeiten auf den Fersen. Weit konnte er daher sowieso nicht kommen.

Wir wissen nicht, welches vermutlich politische „Vergehen“ ihm zur Last gelegt worden ist. Eines dürfen wir allerdings annehmen, ihm winkte bestimmt kein Goldschatz im Falle des Gelingens. Bestenfalls könnte sich in seiner Vorstellungswelt der goldene Westen als Endziel seiner Flucht festgesetzt haben. Dazu kam es jedoch nicht, und wir können über sein weiteres Elend in der Hochburg der Staatssicherheit an der Hohen Straße nur mit Grauen nachdenken.

Uns stehen, wie gesagt, außer vagen Angaben einiger Zeitzeugen keinerlei Protokolle über den tatsächlichen Hergang des Geschehens zur Verfügung, doch könnte man als Grund für die vermeintliche Fluchtstation Fabrikstr. 2 die unmittelbare Nachbarschaft zum vergitterten Ausgangsort schon hinneh-

men. Der Ausbruch geschah offenbar ohne fremde Hilfe. Deshalb ist es schier unvorstellbar, dass der Karl-Marx-Städter „Monte Christo“ die zahlreichen Gitter und Wachposten des Hochsicherheitstraktes oberirdisch überwinden konnte. Wie, wenn er es seinem berühmten Vorläufer nachgemacht und sein Heil tatsächlich über Kaßberg´s Unterwelt und im Schutz der Berggeister gesucht hätte?

Die unterirdische Version bezieht nämlich reichlich Nahrung aus einer sehr speziellen Situation des örtlichen Gangsystems, das einen Ausgang im Keller der Fabrikstr. 2 hat. Wir stellen im hintersten bergseitigen Bestand einen ehemals vermauerten, sehr engen Felsengang fest, der ungewöhnlich tief in Richtung Westen führt. Zudem ist die-

ser Gang einst in nicht überschaubarer Länge vollständig verfüllt worden, worauf Setzungen stattfanden, und sich im Firstbereich wieder ein durchgängiger Sichtspalt gebildet hat. Man kann mit der Lampe weeeit nach hinten leuchten, doch es ist kein Ende zu erkennen. Der Lichtstrahl wird unbegrenzt von der Verfüllung begleitet.

Wer hat sich dieser unsagbaren Mühe unterzogen, die Massen ausgerechnet

in diesem Kriechgang so weitläufig auszubreiten? Denkmöglich ist eigentlich nur ein wichtiger Grund: Ist es gar der einstige Fluchtgang des „Monte Christo“??? Denn diesen Gefängnisausbruch soll es wirklich gegeben haben.

„Monte Christo“ war zwar nur sein Spitzname, weil er immer laut vom Reichtum in der Zeit danach träumte. Das mitleidige Lächeln in den Gesichtern der Mitgefangenen sollte dennoch erstarren, weil sie ihn völlig unterschätzt hatten.

Sein Plan beruhte wesentlich auch auf der Nachlässigkeit des Gefängnispersonals, dessen Gepflogenheiten er seit einiger Zeit sorgfältig beobachtete. Ausgangspunkt war allerdings ein Glücksfall. Der betraf zwar weniger sein Bedürfnis, sich immer irgendwie praktisch

zu beschäftigen, doch genau dies war der Zusammenhang. Es geschah nämlich eines Tages eher folgerichtig, dass man ihm Zugang zur Besenkammer verschaffte, die sich weit hinten im Keller befand. Er wurde gewissermaßen oberster Putzmeister unter den Gefangenen. Kaum einer ist deshalb neidisch gewesen. Der damalige Direktor aber glaubte fest an die Möglichkeit, selbst aus politischen Gründen Eingesessene durch Arbeit zu sozialistischen Persönlichkeiten umerziehen zu können. Deshalb schonte er seine Mitarbeiter gern und überstellte so manche Tagesaufgabe an Mitglieder der untersten sozialen Ebene in seinem Reich.

„Monte Christo“ war weder stolz auf das Erreichte, noch spielten Überlegungen des Direktors eine Rolle; er hatte ganz einfach darauf hingearbeitet. Zu-

verlässigkeit eines Gefangenen lenkt die Aufmerksamkeit seiner Bewacher ab. Man gewinnt etliche Freiheitsgrade. Und dann dieser Deckel!

Der kreisrunde Riss zeichnete sich längst im schmutzigen Lehm des Fußbodens ab, doch „Monte Christo“ wurde erst auf die Stelle in der Raumecke aufmerksam als er einen Besen mit dem Stiel nach unten kräftig in die Ecke abstellte. Das klang überraschend hohl. Jetzt fiel auch der Riss auf. Mit der Schippe waren schnell ein paar Zentimeter Lehm und Unrat beseitigt: Rostiger Stahl, ein Deckel, wie man sie von Schachtabdeckungen kennt. Aha, ein Abwasseranschluss. Die beiden Durchlässe, kaum fingerdick die Öffnungen, wirkten verführerisch. Also sind zwei Regale schnell ein Stück verschoben, die Finger krümmten sich, einige Ruk-

kelbewegungen und ... gähnende Finsternis sowie ein Hauch von Unterwelt. Das Fallgesetz kam in Erinnerung: *„Einundzwan... und ... es ist ein halb gete-Quadrat, also macht ca. 3 Meter.“* „Monte Christo“ war einst in Physik ein guter Schüler. Das Lehmstückchen plumpste zwar deutlich auch im Wiederholungsfall, doch es schreckte da unten kein Wasser auf. Aber dafür der Luftzug!!

Die Neugierde war geweckt, und der Nichtraucher „Monte Christo“ interessierte sich plötzlich für´s Rauchen, worauf einige Mitgefangene schon immer hingearbeitet hatten. Nun war er einer der Ihren.

Es war trübe im finsteren DDR-Alltag, zumal hinter Gittern; für „Monte Christo“ viel Zeit zum Überdenken aller

Beobachtungen: Luftzug bedeutet Öffnung am anderen Ende, heißt Licht am Ende des Tunnels. Er wusste von unterirdischen Gängen im Kaßberg. Die Chance erschien einmalig!

Gedacht, getan, „Monte Christo“ war jetzt von schnellem Entschluss. Seinen Aufenthalt in der Besenkammer musste er nicht einmal begründen. Woher er in der Eile Kerze und Zündhölzer nahm, das bleibt sein Geheimnis bzw. war dem Rauchen geschuldet. Ein „Seil“ war dagegen kein Hindernis, denn er hatte in tiefster Verzweiflung schon einmal über den Tod nachgedacht. Die Besenkammer war zudem das reinste Textilienlager.

Dann ging alles sehr schnell. Vermutlich versagten ganz einfach die Nerven. Tür zu, „Seil“ geknüpft und an der dicken Rohrleitung befestigt, Deckel hoch, das

waren nur Augenblicke; die Zeit danach dafür eine Ewigkeit. „Monte Christo“ wollte sich später nicht daran erinnern. So hatten die Schergen nur die Möglichkeit, den Vorgang selbst nachzuvollziehen. Und ob sie das taten! Es muss sie dermaßen beeindruckt haben, so dass sie niemandem weiter dieses Erlebnis gönnten; die Fluchtröhre wurde heimlich der Länge nach zugeschüttet und dann auch noch vermauert.

„Monte Christo“ sah aus wie der Berggeist, der soeben ein Schlagwetter überstanden hatte. Jedenfalls ist der Bewohner der Fabrikstr. 2 furchtbar erschrocken, als es im Keller zur Begegnung kam. Er hatte gerade seinen Leiterwagen abgestellt und wollte den Flügel der dicken Eichentür schließen, die Schnittstelle zur Unterwelt, die ihm schon immer so unheimlich war. Nie

ist er tiefer vorgedrungen als eben zu jenem ersten Seitenstollen links, der sein Keller war. Flackerlicht, schlurfen, tapsen, jedenfalls dauerte es nach einem ersten Schock lange, um den Menschen dahinter endgültig wahrzunehmen.

„Hallo, Herr Nachbar, sind Sie das?“ Das Häufchen Elend von „Monte Christo“ heulte jetzt anstelle einer Antwort wie ein Schlosshund auf. Dies öffnete dem Mieter wieder die Augen und rührte das Herz. Er bekam oben wieder die Übersicht, während die Beine unten nun fast den Dienst versagten: *„Selbstverständlich nehme ich Sie erst einmal in meine Wohnung. Wie Sie aussehen!“* „Monte Christo“ wurde sichtlich zuversichtlicher.

Nicht, ohne zuvor die Lage im Treppenhaus zu erkunden, führte der Mieter

seinen Gast hinauf. Inzwischen kreisten die Gedanken beider in entgegengesetzte Richtungen. „Monte Christo“ ahnte Schlimmes und kam dadurch noch mehr ins Zittern. Der Gastgeber spürte hingegen Handlungsbedarf. Er sagte in seiner `Not`: *„Jetzt hole ich Ihnen erst einmal frische Brötchen. Das kann eine Weile dauern, doch Sie sollten sich inzwischen beruhigen und ans Waschbecken gehen.“* Der Gastgeber hatte sich wieder ganz in der Gewalt, und ging angeblich `einkaufen`.

Selbstverständlich war er ein ergebener Bürger von Karl-Marx-Stadt … und holte statt Brötchen … die Volkspolizei.

Christian,
der
Bohrturm
schwankt!

Christian, der Bohrturm schwankt!

Eine Straßenbaustelle quält sich in Chemnitz mühsam durch das Gebirge südlich des Nikolei-Berges. Mächtige Bagger beladen Kipper um Kipper, so dass sich nach einem Jahr eine breite Schneise durch ein Gebiet erstreckt, wo eigentlich seit Ewigkeiten die Bergteufel des Georgius Agricola zu Hause sind. Schon wurde mancher ihrer unterirdischen Gänge unterbrochen, in denen sie gewöhnlich aus dem kultischen Nikolei-Bergsporn in den hohlraumvernetzten Kapellenberg südlich des Bahndammes und zurück gekrochen sind. In alten Zeiten konnte man nämlich dort heimlich die Bierfässer vom Restaurant „Letzter Seufzer“ anzapfen.

Der Bahndamm ist aus der Sicht der Bauleute besonders zu sichern, denn die Züge werden immer schneller. Somit ist dort eine vorgelagerte Wand von dicken Stahlbetonpfählen in den Boden zu bringen, wodurch die dunklen Pfade der Bergmännel natürlich endgültig unterbrochen werden. Christian macht das hier schon seit Monaten. Täglich steigt er in seine riesige Drehbohranlage … und bohrt und bohrt.

Der Koloss ist 11 m hoch und wiegt bei voller Ausrüstung fast 80 Tonnen. Die größten Bagger wirken daneben wie Kinderspielzeug. Schwere Raupenketten krallen sich an den Boden und ein starker Motor setzt alles in Vibration und Bewegung. Jeden Tag steigt Christian in seine Kabine, deren Tür bei schönem Wetter offenbleiben darf. Er ahnt freilich nicht, dass er sich nun schon länger mit den subterranen Dämonen einlässt.

Es ist also ein Tag mit Sonnenschein. Die Hände greifen automatisch in das Gewirr von Hebeln und Knöpfen. Höchste Konzentration ist gefordert, denn jede Fehlbedienung des Giganten könnte böse Folgen haben. Auch die Kollegen verlassen sich darauf, und es ist wie immer alles o.k., selbst das periodische akustische Warnsignal beim

Schwenken hört sich irgendwie beschwingt an; es wirkt keinesfalls beunruhigend.

Wieder hat sich die Schnecke 2 m tiefer in den Boden eingearbeitet. Christian schickt ein Zittern durch das Rückwärtsgetriebe, die Schnecke spuckt das Material nach allen Richtungen aus. Ein Bandmaß bringt Gewissheit: Die Endtiefe ist erreicht. Auf geht´s zur nächsten Bohrung. Auch der Platzwechsel ist Routine. Trotz Gaspedal geht es bedächtig zu; also, man könnte dösen. Doch für Christian ist das kein Thema, denn wenn sich die Ketten auf unruhigem Boden in Bewegung setzen, spürt er - wie die Prinzessin auf der Erbse - jeden Ziegelstein, bevor der zermalmt wird. Angeblich sei es der Hintern, der diese Sensibilität vermittelt, sagt er. Jedenfalls läuft es wie geschmiert.

Doch es reicht den unterirdischen Lichthassern jetzt endgültig. Plötzlich signalisiert es nämlich nicht nur der Hintern: Christian der Bohrturm schwankt!

Nein, er schwankt nicht, er kippt!! So langsam zwar tut er das, wie es allenfalls sein gewaltiges Trägheitsmoment zulässt. Doch wehe dem, der sich darauf verlässt; links der Bahndamm, vorne warten die Kollegen, hinten ... keine Ahnung; die Folgen sind kaum auszudenken. Christian gibt geistesgegenwärtig Gas. Und dies war genau das Richtige! Sogar die Richtung stimmte; welch´ ein glücklicher Zufall! Der sich neigende Bohrturm kriegt, wohl dosiert, den nötigen Gegenimpuls, und Christians Adrenalinspiegel kommt - wie seine Maschine - allmählich zum Stillstand. Was war passiert? Die Rache des Berggeistes? Nein, nein, nein, nur

ein Stück des Gewölbes eines unterirdischen Ganges hatte den Geist aufgegeben. Es ist bei nur zwei Meter Überdeckung nicht für die 80 t Zusatzlast konzipiert gewesen! Wie ein letztes Aufbäumen erinnerte das Bauwerk an seine Anwesenheit, so, als wollte es den Zeitpunkt seiner Auslöschung selbst festlegen und dabei noch Schlagzeilen machen.

Es hatte nur nicht mit der Geistesgegenwart von Christian gerechnet.

Die
dämonische
Botschaft
der
„Weißen
Deponie“

Die dämonische Botschaft der „Weißen Deponie“

Man möchte sich wundern. Eine Deponie, die doch jeder irgendwie braucht, steht heutzutage sogar bei denen, die sie erzeugen, stets im Verruf. Geht jedoch die Menschheitsgeschichte dahin, so wird selbst die unscheinbarste Fäkaliengrube zur Schatzkammer. So gelangten zum Beispiel steinzeitliche Dunghaufen und Luther´s Klo zu wissenschaftlichen Berühmtheiten.

Nun, bei der Suche nach Schätzen muss man sich immer auf Überraschungen einstellen. Beschäftigen wir uns aber zunächst mit der Deponie an sich. Sie gehört wie Fäkaliengruben, Klärwerke, Schrottplätze, Wiederaufarbeitungsan-

lagen und Friedhöfe zu den Endgliedern menschlicher Aktivitäten. Schaut man genauer hin, so offenbart der eigentliche Deponiekörper sogar noch in dieser Kette eine Art von Schlussstrich. Man lagert nämlich darin alles ab, was nicht mehr verwertet, geklärt oder recycelt werden kann.

„*Fahr zu Hölle!*“, mag Edgar in der Frühe soeben nicht gedacht haben, als er den vollen Plastesack dem Müllschlucker in seinem 10. Stockwerk überantwortet hatte. Doch de facto verabschiedet sich der Sack beim Sturz in den Schacht immer mit den typischen Nebengeräuschen einer Höllenfahrt. Edgar ist zufrieden und patscht reinigend mit den Händen. Wenn er den Unrat aus seinem persönlichen Umfeld entsorgt, macht er das eher automatisch.

Umso tiefsinniger liest er am Frühstückstisch die Zeitung ... und erzeugt neue Abfälle. Doch was soll dieser Krach da unten in der Morgenstunde? *„Die sollten sich gefälligst mal überlegen, wie viele Leute in den Häusern jetzt noch im Schlaf gestört werden. Man müsste das verbieten!“*, denkt er und schneidet eine neue Milchtüte auf. Ein deftiger Kaffee und gute Nachrichten im Wochenblatt wecken sichtlich seine Begeisterung für den neuen Tag. Heute musste er extra eine Vakuumpackung öffnen. Da schmeckt der Kaffee besonders gut, zumal man sich anschließend noch auf eine bunte Zeitschrift mit farbbrillantem Kunststoffeinband konzentrieren kann, die dem Umweltschutz gewidmet ist.

Am Müllauto tritt plötzlich ein Schnitt in der Geschäftigkeit ein. Das letzte Auf-

bäumen der Technik führt zur Unterbrechung einer Routine. Randvölle verrät das dunkle Rumpeln im Inneren des Kübels. Selbst Edgar spürt das Ende der Störung. Jetzt füllt sich auch noch die Fahrerkabine. Man gibt Gas, denn nach dem Abkippen winkt dem Team das zweite Frühstück. Obgleich der Weg zwischen Neubaugebiet und Ziel ziemlich weit ist, werden nur Ampeln wahrgenommen, die eigentlich grundsätzlich auf Rot stehen. Der Fahrer schimpft verzweifelt: „*Hast Du es eilig, stehen alle Ampeln auf Rot. Musst Du zum Zahnarzt, dann hast Du nur Grün!*“ Die letzten Kilometer geht es bei durchgetretenem Gaspedal der Umwelt zuliebe bergauf. Dann liegen die Abgaswolke und die aufsteigende Gegend fast hinter ihnen, die einst der aktive Beutenbergvulkan bei seinem letzten Wutausbruch so kolossal verwüstete, doch das

kann man heute nicht mehr erkennen.

„*Scheiß Berg!*“ - Viel zu langsam keucht die Maschine mit ihrer schweren Last die Dresdner Straße hinauf. Endlich ist der Blick frei auf den neuen Gipfel. Beide Insassen nehmen ihn erfreut und mit einer gewissen Verklärung wahr, so als hätten sie das Heiligtum eines Nationalparks vor Augen. Dann noch einmal vor, zurück, und halt. Der letzte Knopfdruck, und die Botschaft an die nächsten Jahrtausende verlässt, übelriechend, den sich aufbäumenden Hohlraum. Und nur die zahllosen Krähen scheinen das vorerst zu honorieren.

Die künstliche Anhöhe hat ja inzwischen ansehnliche Maße erreicht. Sie gibt dem Beutenberg wieder seinen Charakter zurück: Der, mit seiner neuen Spitze! Pst, nicht zu laut, er könnte es

hören und die Anmerkungen in die falsche Kehle kriegen. Spitzen mag er nicht. Wenn der nämlich nochmals einen Hustenanfall kriegt, um den neuerlichen Gipfel loszubekommen, dann stinkt es fürchterlich in ganz Chemnitz.

Was mögen die Verantwortlichen wohl vor ein paar Jahrzehnten gedacht ha-

ben, als sie das Naturwunder der Beutenberg-Caldera zum Verfüllen frei gaben? Dachten sie: „*Wozu brauchen wir jenen bizarren Einsturzkrater des erkalteten Vulkans? Die zum Beispiel in Kassel haben auch einen alten Vulkan. Aber was fängt man schon mit einer Wilhelmshöhe an? Der angeblich ´Schönste Naturpark Europas´ ist doch nur ein Werbetrick. Werbung ist Teufelszeug der Kapitalisten, die wir nicht brauchen!*“ (Später stellten sie im Stadtzentrum das Karl-Marx-Monument auf, und siehe da, auch heute braucht man anscheinend keine bessere Werbung für Chemnitz.)

Hier oben auf dem Beutenberg gerieten dagegen selbst der Märchenwald, der Findewirth´sche Steinbruch, die Quellen des Blauborn und des Goldborn, die Kinderstuben versteinerter Bäume, der

Beutenberg-Turm, die Zeißigwald-Schänke, das Zeißigwald-Bad, alles, alles in Vergessenheit. Es muss also Schicksal gewesen sein, dass ausgerechnet das im Jahr 1927 errichtete, abgelegene Beutenberghaus im Zweiten Weltkrieg auch noch einem Bombenvolltreffer zum Opfer fiel. Trotzdem, 45 Jahre DDR reichten nicht, dem Beutenberg wieder eine wirklich gut sichtbare „Krone“ aufzusetzen. Das Loch wollte und wollte sich nicht füllen, denn damals wurde ja fast alles „verwertet“, und der Abfallstrom zur Deponie glich in heutigen Maßstäben eher einem Rinnsal. Die paar giftigen Heimlichkeiten, die man zwar bei betont schlechtem Gewissen mit dem Restmüll verscharrte, ließen das Kraut ja auch (noch) nicht verdorren. So blieb es bei der „*Delle*“ aus der Sicht von Niederwiesa noch bis zum Jahr 1990. Erst da-

nach wurde entschlossen der Plan gefasst, nun doch in der Stadt wieder einen Höhepunkt zu schaffen. Es regte sich zwar ein gewisser Widerstand, der kam nun aber wirklich zur Unzeit. Gerade in dieser Phase wollte schließlich Chemnitz so richtig Profil erlangen und sich von seinem Unrat befreien. Es türmte sich also zeitgemäß bald viel, viel, viel mehr und zudem hochwertigerer Müll.

Jetzt allerdings verstärkten die Erdgeister des Beutenberges ihren Protest. Sie zündelten im Untergrund, so dass selbst Fremde beim Vorbeifahren die Nase rümpften und Anlieger bereits an eine neue vulkanische Tätigkeit erinnert wurden. Die Rettungsaktion für die *„Weiße Deponie“* - jenes einzigartige Volks-Unwort der gesamten Chemnitzer Geschichte (richtig heißt es bekanntlich Deponie „Weißer Weg“) - ge-

staltete sich äußerst dramatisch. Ein Heer von Fachleuten wurde mit viel Geld ausgestattet, um dem Beutenberg die letzten Geheimnisse zu entreißen. So gut wie nach dieser Erkundungsaktion wusste man über sein Inneres noch nie Bescheid. Nein, nicht die heimlich vergrabenen „Schätze“ wurden gesucht, sondern die fluiden Schwachstellen im Gebirge. Eigentlich fand man die auch nicht, indessen aber einen Lösungsweg aus dem Tal der Tränen. Ehe sich nämlich Wasser im Untergrund verkrümelt, kommt es ja bekanntlich von oben. Also, alles abdichten, lautete die teure Devise. Seitdem bedecken zunehmend undurchlässige Lehm-, Asphalt- und Folienschichten den „gewachsenen“ Boden. Leider wird man dadurch künftig mit einem neuen Gegner konfrontiert: Nicht Unkraut jäten wird einst die sanierte Deponiefläche

fordern, sondern Bäumchen ziehen und Bäume fällen. Wehe dem Gewächs, dessen Wurzeln alle Schichten durchstoßen! Doch so weit sind wir noch nicht. Jetzt haben die Chemnitzer nämlich erst einmal ein richtiges „Erdgasvorkommen“ vor der Haustür. Der alte Vulkan macht wieder einen Sinn. Seine neuen Schatzkammern befinden sich nun mitten im hermetisch abgedeckten Müll. Biomolekül um Biomolekül blubbert von dort zu Sammelstellen in ein eigens dafür geschaffenes unterirdisches „Gangsystem“ mit vielen Mundloch-Bauwerken an der Oberfläche.

Die äußerliche Konkurrenz zum Bestand am Kaßberg ist augenscheinlich. (Da sprechen doch gewisse Leute den Beutenberg von der Existenz einer von Menschenhand geschaffenen Unterwelt völlig frei! Na ja, irren ist menschlich.)

Was wird nun mit dem eigentlichen Schatz der Deponie „Weißer Weg“? Wird sie ihre Botschaft den geschichtsinteressierten Menschen in tausend Jahren übermitteln können? Aber ja doch, einiges vom Deponiekörper wird zwar vergast, anderes mumifiziert, manches verkohlt oder mineralisiert; jenes wird oxidiert, dieses wohl anaerobisiert oder auch gefressen. Wenn aber das Wasser die Deponieabdeckung einst von oben durchdringt (weil Wurzeln den Weg ebnen) und auf kapillarem Wege von unten alles wiederbe-

netzt, so wird auch noch so manches hinweggespült. Vielleicht wird sogar einiges verkieselt. Vieles wird sich jedenfalls für die Nachwelt rätselhaft verändern, doch einige Scherben, Kunststoffteile und Goldkontakte werden die Zeit schon überdauern. Die Archäologen werden also viel zu tun haben, um einst die überkommenen Schätze vom alten Chemnitz mühsam zu rekonstruieren. Mögen sie nur keinen Irrtümern verfallen, denn auch Erdgeister lieben den Schabernack!

Der Poltergeist
im Mischel

Der Poltergeist im Nischel

Das Chemnitzer Wahrzeichen, das Karl-Marx-Monument, ist hohl. Es gab Zeiten, da glaubte man, Klopfzeichen von drinnen zu hören. So entstand das Gerücht vom Poltergeist im Nischel.

Wie konnte es dazu kommen? Nun, die ruinierte Innenstadt von Chemnitz war damals noch immer die traurige Kulisse bei der Umbenennung in Karl-Marx-Stadt. Um dem Ort wieder ein Gesicht zu geben, entschloss man sich später, dem in der DDR hoch verehrten Karl Marx auch noch ein richtiges Denkmal in Stein und Bronze zu setzen. So gelangten 40 Tonnen geformter Metallgussstücke aus dem damaligen Leningrad nach dem ehemaligen Karl-Marx-

Stadt, wo der Sockel mit Granit-Steinen aus der seinerzeitigen Sowjetrepublik Ukraine bereits aufgestellt worden war. Die Ehre der Montage vor Ort wurde dem einstigen sozialistischen Vorzeigebetrieb VEB Germania zuteil. Es versteht sich, dass nur die ehedem tüchtigsten Monteure des Arbeiter- und Bauernstaates zum Einsatz kamen. Und es heißt, der beste Genosse Schweißer habe die letzte Naht von innen schweißen dürfen.

Offenbar hat sein Geist mit dem Denkmal die Zeiten überstanden, während - wie man weiß - fast alles andere in die historische Versenkung geriet. Indes hat er auch keinen Beifall gepoltert als einige Karl-Marx-Städter Revolutionäre im Jahr 1989 vom Sockel des Monumentes aus ihren Beitrag zum Untergang des Unrechtsstaates leisteten, im

Jahr 1990 aus 100.000 Kehlen die deutsche Nationalhymne sangen und zuletzt die Rückbenennung der Stadt in Chemnitz verkündeten.

Es gab allerdings beim Untergang der Deutschen Demokratischen Republik Augenblicke, da wäre das Monument selbst beinahe verschrottet worden. Der größte Karl-Marx-Nischel der Welt mitten im wieder erstandenen Chemnitz? Das war doch einigen zu starker Tobak! Man hätte sich gern gründlicher von seiner Geschichte getrennt, zumal vieles zu vertuschen war. Das ging aber dem Poltergeist denn doch zu weit, und er engagierte sich für den Denkmalschutz. Seither hat er allerdings vorsichtshalber wieder auf das Poltern verzichtet.

Wenn jemand als Hohlkopf bezeichnet

wird, dann ist das ein böses Schimpfwort. Besser ist es schon, wenn etwas drin ist. Dann haben nämlich auch die Geister ihren angestammten Platz. Dort werden sie geboren, dort geistern sie in Wirklichkeit herum und dort gehören sie auch hin. Wenn der Kopf hohl ist, dann fehlt die Intelligenz, und die Phantasie kann sich nicht entfalten.

Auch mit den personengebundenen Ortsnamen ist es so eine Sache, wie uns die Fälle Chemnitz oder St. Petersburg zeigen. Man kennt aber auch zum Beispiel die Luther-Städte in Deutschland und es gibt die Hussinetz´e in Tschechien und Polen. Wittenberg und Eisleben haben allerdings ihre historischen Namen beibehalten, so dass sie robust der Zukunft entgegen schauen können, denn Martin Luther´s Reformation erlebt ja 2017 erst einmal ihr 500jähriges

Jubiläum. Das wird man mindestens in ganz Deutschland bombastisch feiern.

Und danach … schauen wir mal.

Mit Jan Hus, der wegen der gleichen „ketzerischen“ Ziele wie sie 100 Jahre später Luther verfolgte, beim Konstanzer Konzil am 6. Juli 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, wird man sich wohl 600 Jahre danach sehr viel weniger beschäftigen. Deshalb kennt auch kaum jemand seine designierte Geburtsstadt Husinec in Tschechien. Noch schlimmer ist es dem deutschen Dorf Hussinetz ergangen. Gegründet wurde es im Jahr 1749 von böhmisch-hussitischen Glaubensflüchtlingen, die Friedrich der Große nach Schlesien holte. Es ist freilich fraglich, ob es ihm dann wirklich zu Ehren gereicht hätte, wenn ihm die Umbenen-

nung in Friedrichstein zu Ohren gekommen wäre, denn dies vollzogen die Nazis in ihrem beispiellosen antislawischen Rausch.

Dann kamen die Polen. Der Name Friedrichstein ist diesen wiederum entschieden zu preußisch gewesen. Sie hörten aber aus dem Vorgängernamen Hussinetz immerhin die „Vorsilbe“ hus heraus, was im Slawischen Gans (polnisch gęś) heißt, so dass sie das gebeutelte Dorf nun in Gęsiniec umbenannten, was so gut wie Gänsedorf bedeutet.

Diese Tat ist - wie man sieht - jedenfalls alles andere als geistreich!

Literatur/Quellen

1) H.-D. Langer: Die Schatzkammern von Chemnitz - Nur eine Saga der uralten Stadt?, Rhombos, Berlin (2002), ISBN: 3-930894-70-X

2) H.-D. Langer: „Wenn Steine sprechen könnten - unentdecktes Chemnitz“, Eigenproduktion (2010), DVD, ca. 100 min, bestehend aus Hauptfilm, Epilog, Dank; kostenlos im Internet, siehe
https://www.youtube.com/watch?v=Bfz2mPN7ouY
https://www.youtube.com/watch?v=a0mT-iKnEZw
https://www.youtube.com/watch?v=ridvGaXRcGw

3) H.-D. Langer: Haus Ellen zu Niederwiesa und Chemnitzer Weltgeschichte, Book on Demand, Norderstedt (2014), ISBN: 978-3-7357-9307-2

4) H.-D. Langer: Hänschen und die kleinen Tiere, Book on Demand, Norderstedt (2014), ISBN: 978-3-7357-3998-8

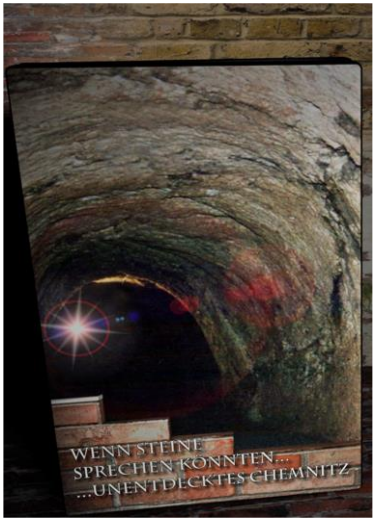
5) Ernst Weyden: Cöln's Vorzeit, Pet. Schmitz, Cöln am Rhein (1826)

Veröffentlichungen des Autors:

In der Zeitschrift Sächsische Heimatblätter, H. 3 (2003) S. 279, erschien von J. Uhlig, Chemnitz, folgende Rezension (hier in Auszügen) zum **Buch „Die Schatzkammern von Chemnitz - Nur eine Saga der uralten Stadt?“** von H.-D. Langer, Niederwiesa:

In den Regionen, wo sich einst der Miriquidi-Urwald und sein Vorland ausdehnten, gibt es viele Standorte unterirdischer, vom Menschen geschaffener Hohlraumsysteme, die nicht auf den Bergbau zurückgehen. …

Akribisch bedient sich der Autor der Tatsache, dass eine heutige Großstadt besonders tiefe Wurzeln in der Vergangenheit und damit einen angemessen weit zurückreichenden historischen Fundus besitzt...
Aufschlussreich ist die exakte Recherche der ältesten Geschoss- und Bergbücher der Stadt, die den Nachweis von „Saltzkammern“ und „Alten Bierkellern“ im Kaßberg schon für das 15. Jhd. erbrachte, also lange vor dem Zeitraum der Bierthese…
Originell und hilfreich erwies sich die Erstellung des „ältesten Stadtplanes von Chemnitz“ (bisher der Oeder´sche Umgebungsplan von 1600) mit historischen Mitteln, indem der Autor die im Jahr 1494 vom Steuereinnehmer im Geschoßbuch verzeichneten 41 urbanen Stationen - insgesamt ca. 800 Steuerzahler - mit dem bekannten Trenckmann´schen Grundriss von 1761 zur Deckung brachte… Dadurch gelang u.a. eine eindeutige bergseitige Platzierung der „Saltzkammern“ als einer Station von 6 angesehenen Steuerzahlern, die u.a. auch als Pächter an der Station „am Caßperge“ bzw. später „Keller“ der Jahre 1494 bis 1540 vorkamen. ..
Ironisch und gesellschaftskritisch zugleich tritt einem das Gesamtwerk entgegen, und geradezu märchenhaft winden sich die alten Sagen, die mysteriösen Legenden und die wiederbelebten Fabelwesen hindurch, die bereits dem Gelehrten und Bürgermeister Georgius Agricola zu schaffen machten...



DVD „Wenn Steine sprechen könnten - unentdecktes Chemnitz“ von H.-D. Langer, Niederwiesa

Wenn Steine sprechen könnten, dann würden wir möglicherweise die älteste Geschichte von Chemnitz und der Region von ihnen sofort erfahren. Sie schweigen aber, und so ist man eingeladen, die Geheimnisse und die Geschichte der unterirdischen Hohlräume selbst zu erkunden. Im Zentrum der Großstadt Chemnitz und auch in zahlreichen anderen Orten Sachsens haben Vereine mit der Unterstützung vieler Mitbürger die Initiative ergriffen und touristische Attraktionen geschaffen. Hier geht es um nichtbergbauliche Objekte, die aus grauer Vorzeit überkommen sind.

Der vorliegende Film versucht unter anderem, anhand archäologischer, bauarchäologischer und geschichtlicher Fakten sowie zugleich in unterhaltsamer Weise verschiedene Thesen über den Ursprung der historischen Gangsysteme in Chemnitz und Umgebung zu beleuchten, ohne die Zusammenhänge mit anderen historischen Bauwerken aus den Augen zu verlieren und soll vor allem zu weitergehenden Forschungen auf diesem Gebiet anregen.

Als Zuschauer erlebt man zudem die Faszination der einschlägigen Kultur- und Naturschätze aus einer völlig ungewohnten, geheimnisvollen Perspektive. Unter anderem erlebt der Zuschauer im Rahmen einer Computer-Animation einen faszinierenden Rundgang durch die Stadt des Jahres 1494.

Der abendfüllende Film von und mit Dr. Hans-Dieter Langer (Drehbuch, Regie, Sprecher) entstand im Jahr 2010 in Zusammenarbeit mit dem Ingenieurbüro Poppe (Animationen, Realisierung) und Schülern der Fortis-Akademie (Animationen, Aufnahmen) aus Chemnitz.

In der Gründerzeit am Ende des 19. Jahrhunderts wurde im beschaulichen Dorf Niederwiesa, das sich im Einzugsgebiet der Großstadt Chemnitz befindet, die Landvilla „Haus Ellen“ erbaut. Wenn ein solches Kulturgut 100 Jahre alt geworden ist, dann kann man schon einmal seine Historie unterhaltsam hinterfragen. Vertieft man sich freilich in seine Baugeschichte, so wird diese plötzlich lebendig, weil sie auch durch Generationen von Menschen geprägt ist.

Fast 30 Jahre gehörte das Haus unter anderem dem Unternehmer und Bauherren Friedrich Alfred Landgraf, dessen Familie nicht nur die Chemnitzer Entwicklung wesentlich beeinflusst und mit dieser sogar in die Weltgeschichte eingegriffen hat, sondern auch ein Stück Industriegeschichte des nordrhein-westfälischen Ibbenbüren schrieb. Um das Laggenbecker Farbwerk Oranien zu übernehmen, gab nämlich F. A. Landgraf in Chemnitz immerhin sein florierendes Exportunternehmen sowie mehrere Wohngeschäftshäuser auf und verzichtete sogar auf den Posten des kaiserdeutschen Vizekonsuls für Argentinien in Sachsen.

Das Haus Ellen in Sachsen und die Villa Oranien in Nordrhein-Westfalen erinnern jedenfalls wie zwei schöne Schwestern an eine Zeit, da sie sich beide zugleich im Eigentum einer schillernden Persönlichkeit befanden, die seinerzeit mit die Grundlagen für den heutigen Exportweltmeister-Status Deutschlands schuf.

„**Haus Ellen zu Niederwiesa und Chemnitzer Weltgeschichte**“ erschien im Jahr 2014 beim Verlag Book on Demand, Norderstedt, auch als E-Book.

„**Hänschen und die kleinen Tiere**“ richtet sich an Kinder im Alter zwischen 8 und 98 Jahren. Sie alle werden wohl gute Erfahrungen haben mit solchen Lebewesen, die sich da in den heimischen Stuben, Aquarien, Terrarien, Ställen, Freigehegen und Landschaften tummeln bzw. tummelten. Alle Kinder lieben kleine Tiere, wenn in ihrer Welt Frieden herrscht.

Das vorliegende Büchlein, dessen Geschichten wirklich stattgefunden haben, erinnert aber daran, dass es auch schlechte Zeiten gibt, in denen sich tierisch gestörte Beziehungen einstellen können. Hänschen wurde nicht nur als Kriegs-, sondern auch als Kriegerkind geboren.
Es musste also ohne Vater aufwachsen, zwischen Ruinen und im Minenfeld zurechtkommen und den Hunger besiegen. Zudem geriet der Junge mitten in das Getriebe einer Völkerwanderung, die für ihn zuletzt den Verlust der alten und die Annahme einer neuen Heimat bedeutete.
Hänschen wurde in einer Zeit während des 2. Weltkrieges in Schlesien geboren als sich die Kämpfe in Russland immer weiter von Deutschland entfernten. Seinen Vater, der in russische Gefangenschaft geriet, sollte das Kind erst mit neun Jahren kennen lernen. Zunächst aber wurde die Heimat von der Front überrollt. Als das Kind nach Evakuierung am Kriegsende wieder in sein Dorf zurückkam, hatte sich alles, aber auch alles verändert. Viele Häuser waren zerstört. In den meisten anderen Anwesen ließen sich soeben polnische Neusiedler nieder, so dass für ihre deutschen Eigentümer kein Platz mehr war. Diese wurden fast alle sofort vertrieben. Auch Hänschens Geburtshaus war betroffen, doch gab man sich vorläufig mit einer polnisch-deutschen Teilung der Unterkunft zufrieden. So konnte Mama die Stellung halten. Sie sagte nämlich immer: *„Der Papa kommt wieder!“*
Polen und verbliebene Deutsche mussten sich arrangieren. Im umkämpften Boden des Dorfes, durch dessen Mitte im Krieg monatelang die Hauptkampflinie ging, lagen nämlich noch viele Minen, so dass die Ernte ausblieb … und der Hunger wurde jahrelang für alle ein böser Gevatter. Die großen Tiere existierten ohnehin nur in der Erinnerung, denn sie sind die ersten Kriegsopfer gewesen. So wurden die kleinen Tiere zur Zielscheibe alter und junger Jäger, und zwar so lange … bis auch sie ausgerottet waren.
Und an allem waren der Krieg und der Hunger schuld.

„**Hänschen und die kleinen Tiere**“ erschien im Jahr 2014 beim Verlag Book on Demand, Norderstedt, auch als E-Book.

„Wir spielten mit Minen und Granaten - der Untergang Schlesiens aus Hänschens Sicht“, Books on Demand GmbH, Norderstedt (2015), 388 Seiten; über 200 Bilder, davon ca. 100 historische Fotos (35,99 Euro); auch als E-Book (19,99 Euro), ISBN-10: 3738642862, ISBN-13: 978-3738642865

Drei Nationen schufen in 270 Jahren mitten im Herzen Schlesiens die europäische Kulturinsel Hussinetz/Strehlen, der sich das Buch zuwendet.

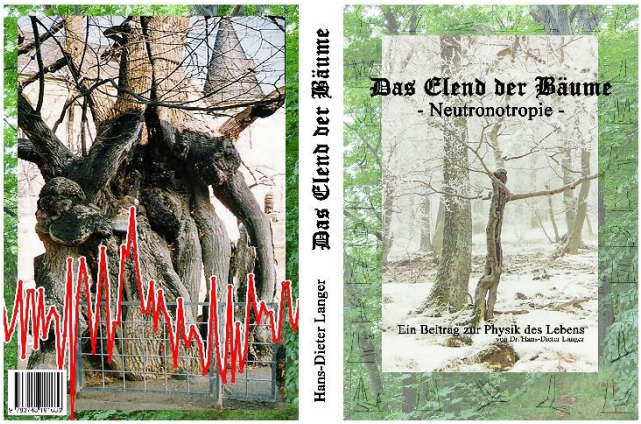
Während Hänschen dort geboren wurde, tobte der 2. Weltkrieg in der Ferne, doch die Front kam zurück, und das Kind wurde während und im Anschluss an die Kämpfe unter Lebensgefahr darin verwickelt. Zu seinem Spielplatz wurden Minen- und Ruinenfelder. Zuletzt wurde Hänschen auch noch aus seiner Heimat vertrieben, weil der deutsche Junge kein polnischer Staatsbürger werden wollte.

Mit der Erfahrung eines multikulturell geprägten Kleinkindes, der eines völligen Neuanfangs und der eines langen Berufslebens stellte sich der Autor der Frage, die auch viele andere Betroffene bewegt: *„Was ist damals wirklich geschehen?“*

So entstand die vorliegende unterhaltsame Dokumentation, der eine Weltkriegstrilogie Schlesiens vorangestellt ist und die den schrecklichen „*Krieg nach dem Krieg*“ in den zerstörten Heimatorten zwischen Minen- und Blindgängern oder zwischen Leben und Tod vor Augen führt. Der inzwischen mit polnischen Neusiedlern geteilte Lebensraum von Hänschen waren nämlich die totbringenden Hinterlassenschaften der bis zum Weltkriegsende von der Wehrmacht gehaltenen „*Niederschlesischen Hauptkampflinie*“, die sich unmittelbar vor der Haustür ausdehnten.

Denn sie spielten mit Minen und Granaten!

Bei aller Aufregung leiten jedoch der Autor und einige Mitautoren zu literarisch humorvoll und nachdenklich verarbeiteten Erlebnisberichten und Ausblicken über. Und es wird eine Brücke geschlagen, die da Natur- und Denkmalschutz lautet.



„Das Elend der Bäume - Neutronotropie: Ein Beitrag zur Physik des Lebens“, Books on Demand GmbH, Norderstedt (2019), 468 Seiten, gebundenes Buch (64,99 €); auch als E-Book (19,99 Euro), ISBN-10 : 3748173989, ISBN-13 : 978-3748173984

Aufgrund der Kosmischen Strahlung und der Zusammensetzung des Erdkörpers entwickelte sich das Leben im unsichtbaren Feld der natürlichen Kernstrahlung. Die Evolution hat - wohl gerade deswegen - Tieren und Menschen Mobilität verordnet. Pflanzen sind jedoch weitgehend ortsgebunden. Die daraus folgenden Phänomene der Bewegungsphysiologie machen einen erheblichen Unterschied bezüglich natürlicher Reize und biologischer Anpassung aus. Dies kommt offenbar in einem auffälligen Formenreichtum der Bäume zum Ausdruck.

Bäume sind die größten Landlebewesen der Erde. Ihr Schicksal wird daher besonders standortbestimmt. So ist zwar die natürliche Kernstrahlung allgegenwärtig, doch sind sie zudem wegen ihrer Größe speziell betroffen, denn der Autor versucht nachzuweisen, dass das Kernstrahlungsfeld stationär strukturiert ist, woran auch freie Neutronen beteiligt sind und von den Bäumen als überaus schädlicher Reiz empfunden werden. Im Ergebnis postuliert der Autor **Neutronotropie** als ihre Überlebensstrategie in Form von Flucht-, Abwehr- und Untergangsreaktionen. Falls freilich diese These stimmt, steht eine mahnende Botschaft im Raum, dass nämlich zudem die mobilen Lebewesen irgendwie betroffen sein können.

Zum Autor:

Dr. Hans-Dieter Langer studierte Physik an der TU Dresden, promovierte an der damaligen TH Ilmenau und habilitierte sich an der Technischen Universität Chemnitz, wo er auch als Hochschullehrer tätig war.

Der Autor betreibt noch heute eine private Forschung. Im Rahmen dieser Tätigkeit realisierte er touristische Projekte und eröffnete unter anderem am 15. Januar 1999 die unterirdischen Gewölbegänge im Kaßberg zu Chemnitz. Sein Forschungsgebiet bezeichnet er als Siedlungsphysik. Er hat seine Ergebnisse zu bemerkenswerten Natur- und Siedlungsphänomenen bereits in zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen, Vorträgen, Ausstellungen und im Internet (www.drhdl.de) publiziert. Seine Bücher und ein unterhaltsamer Dokumentarfilm unterstreichen sein besonderes Interesse an historischen, archäologischen und bauarchäologischen Themen, wobei er sich vor allem auf die Heimat Schlesien und die Chemnitzer Region konzentriert, die ja auch mit seinem “Haus Ellen“ und dem “Projekt Neutronengarten“ in Niederwiesa sein Paradies geworden ist.